(Polem.)
1259
1

Polem.
1259 s
[Herbst]

<36635301250013 S

<36635301250013

Bayer. Staatsbibliothek

Polem 1259
8°

Aus dem Leben

eines

Priesters.

Vom Verfasser der Schrift:

„Die Kirche und ihre Gegner.“

Cogitavi vias meas, et converti
pedes meos in testimonia tua.
Ps. CXVIII, 59.

Augsburg, 1842.
Druck und Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung.

BB

Polem. 1259 [Herbst]

Im Verlage der **Karl Kollmann'**schen Buchhandlung sind erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu erhalten:

Sion.

Eine Stimme in der Kirche für unsere Zeit.

Eine religiöse Zeitschrift,
herausgegeben durch einen Verein von Katholiken
und redigirt von
Dr. **Ferd. Herbst** und Dr. **Patriz Wittmann.**
Eilfter Jahrgang 1842.

Groß Quart. Jährlich 156 Nummern mit vielen Beilagen und monatlichem katholischen Literaturblatte.

Expeditionsweise: a) auf dem Wege der Post wöchentlich dreimal stückweis; b) im Buchhandel in halben oder ganzen Monatsheften.

Preis des Jahrgangs 6 fl. oder 4 Thlr.

Dieses ist das am stärksten und weitesten verbreitete theologische Blatt.

Wichtige kirchenhistorische Werke,
welche durch die päpstliche Allokution vom 22. July 1842 ein erhöhtes Interesse erhalten haben:

Die Neuesten Zustände

der kathol. Kirche beider Ritus in Polen und Rußland seit Katharina II. bis auf unsere Tage.

Mit einem Rückblick auf die Russische Kirche und ihre Stellung zum hl. Stuhle seit ihrem Entstehen bis auf Katharina II. — Von einem Priester aus der Congregation des Oratoriums des heil. Philippus Neri.

Mit einem Bande Documente.

gr. 8. 1841. Geglättet Maschinen-Velin. (60 Bogen.) Preis 6 fl. rhn. oder 3½ Rthlr. preuß.

Versuche und Bemühungen

des

heil. Stuhles in den letzten drei Jahrhunderten,
die durch Ketzerei und Schisma von ihm getrennten Völker des Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinen.
Von Augustin Theiner.

Nach geheimen Staatspapieren.

Erster Band. Erster und zweiter Theil. Nebst Urkundenbuche.

Auch unter dem Titel:

Schweden und seine Stellung zum hl. Stuhl
unter Johann III., Sigismund III. und Karl IX.
Erster und zweiter Theil. Nebst Urkundenbuche.

gr. 8. Geglättet Velinpapier. 1838. Preis 9 fl. 12 kr. oder 5¾ Thlr.

Aus dem Leben

eines

Priesters.

Vom Verfasser der Schrift:

„Die Kirche und ihre Gegner.“

Cogitavi vias meas, et converti
pedes meos in testimonia tua.
Ps. CXVIII, 59.

Augsburg, 1842.
Druck und Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Die Bekehrung.

„Niemand erröthe beschämt oder zitternd, von sich selbst zu schreiben — — mit nichts ist der Menschheit mehr gedient, als mit aufrichtigen Selbstbekenntnissen"; ich meine diese Worte irgendwo in Herders Schriften gelesen zu haben. Wohl kamen sie mir schon damals in Erinnerung, als ich die Schrift verfaßte: „die Kirche und ihre Gegner in den drei letzten Jahrhunderten." (Landshut 1833. Verlag der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung.) Ich war versucht, die eigentliche Geschichte meiner Conversion zu geben, und gab sie doch nicht, einmal, weil es mir zusagte, die gnadenvolle Führung Gottes, deren ich mir bewußt war, als ein Geheimniß meines Lebens zu verschließen, sodann, weil die Sache, mit der ich es nun hielt, mir schon in ihrer Allgemeinheit überreichen Stoff darbot. Es war die große Sache des katholischen Glaubens, vor deren welthistorischer Macht alles Persönliche gern in den Hintergrund tritt. Nachdem ich nun dieselbe Jahre lang auf mich habe wirken lassen, bin ich entschlossen, den der eben angeführten Bekenntnißschrift fehlenden Theil — die Geschichte meiner Conversion selbst — nachzuholen. Ich habe mich dazu ent-

schließen können, in der Meinung, es möchte für die Gläubigen nützlich und heilsam seyn, zu sehen, wie Gott eine in mancherlei Widerstreit und Verwirrung ringende Seele zur Ruhe gebracht und mit seinem Troste erquickt hat. Da mein Bekenntniß des katholischen Glaubens mit meiner ganzen Lebenserfahrung zusammenhängt, so erzähle ich zunächst Einiges aus meinem früheren Leben.

Mein Geburtsort ist der Marktflecken Meuselwitz im Herzogthum Altenburg in Sachsen. Dort haben die Freiherrn von Seckendorf, zu denen der berühmte Feldmarschall von Seckendorf und, in naher Linie, der bekannte Verfasser des Werkes de Lutheranismo gehört, ihre Erblehen- und Gerichtsherrschaft. Mein Vater war daselbst Zeugfabrikant, ein von Gefreundten und Nachbarn geehrter Mann, der den Segen, so auf bürgerlichen Tugenden ruht, wohl erfahren hat. Die Mutter war ihm gleich an guter Gesinnung und betriebsamen Wesen, doch, der Natur ihres Geschlechtes gemäß, weniger ernst und streng, wenn es galt Fehler zu rügen oder Vergehen zu bestrafen. Beide waren Zöglinge des Lutherthums in seiner ältern, vielfach ehrwürdigen Form, und hielten daher fest am geschriebenen Wort der Offenbarung und heiligten Gott den Herrn in ihrem Herzen. (1. Petr. 3., 15.) Sonntags nach Tische versammelte der Hausvater alle die Seinen, Kinder, Gesinde und Gesellen um sich her zur Andacht; erst wurde ein Lied gesungen, dann ließ er von einem seiner Kinder das treffende Evangelium lesen, über welches er, nicht ohne Gewandtheit, katechisirte; den Schluß machte wiederum ein gemeinschaftlich gesungenes Lied. So wurde es auch in mehrern andern Familien des Ortes gehalten, und ich

erinnere mich noch heute gern daran, wie erbaulich es war, aus der Nachbarschaft Gesang zu vernehmen, während der Vater, wie ein Priester seines Hauses, das Evangelium auslegte und Gebete extemporirte. Ein anderer wohlhabender Fabrikant des Ortes hielt noch eigens des Abends eine Betstunde für die heranwachsende Jugend. Er ließ den Gesang mit Orgeltönen begleiten, las irgend etwas Erbauliches laut vor, und vertheilte öfters kleine Bücherchen, die er von den Herrnhutern bezog, zu denen er sich hielt.

So war ich als Knabe in eine Umgebung versetzt, in welcher es sich bald entscheiden mußte, ob Elemente der Frömmigkeit in mir vorhanden wären und auf Ausbildung Anspruch machten. Und in der That, die ersten Gefühle, die in mir erwachten, waren Sehnsucht nach dem Unendlichen, Verlangen nach dem Unsichtbaren. Sobald ich lesen konnte, suchte ich, mit Erbauungsbüchern in der Hand, einsame Plätze im Freien, und betete da mit großer Innigkeit. Zu Hause hing ich mir oft ein Stück Zeug um die Schulter, um ein priesterliches Aussehen zu bekommen, und predigte, auf einen Schemel mich stellend, den arbeitenden Gesellen, wobei zuletzt irgend ein Aufgebot vermeintlicher Brautleute nicht vergessen ward. Kaum zwölf Jahre alt, bildete ich einen Kreis von Schulknaben um mich her, mit denen ich ein Buch las, welches den Titel führte: Betrachtungen über das wahre Christenthum.

Ich hatte in meiner Kindheit viele Krankheiten zu bestehen; besonders gefährlich war ein anhaltender Bluthusten. Handarbeiten, zu denen sonst der Vater uns an-

zuhalten pflegte, mußte ich daher möglichst meiden. Da ging ich denn an schönen Frühlings- oder Sommertagen hinaus auf die Wiesen, oder auf die Raine der Saatfelder, um mir heilende Kräuter zu suchen. Und wenn ich da mit meiner kranken Brust einsam unter Blumen und Gräsern saß, da fing ich an, die Macht und Güte des Schöpfers zu preisen; und der Gott, zu dem ich betete, tröstete und stärkte mich wunderbar.

Vom Studiren, wozu ich große Neigung hatte, rieth mir mein Vater ab, weil er gerade damals, als es die rechte Zeit gewesen wäre, damit anzufangen, große Verluste in seinem Geschäfte erlitten hatte,*) so daß er fürchtete, er werde die Kosten des Studirens nicht decken können. Wie er aber sah, daß ich, auch nachdem ich darein gewilligt hatte, ein Handwerker zu werden, doch lateinisch lernte, und überhaupt lieber mit Büchern als mit Handwerkszeug umging; da meinte er als ein verständiger Mann, er dürfe mir nichts zumuthen, was vielleicht meine Bestimmung nicht wäre. Einst, als ich mit ihm an einem schönen Morgen über Land ging, stimmte er, nach seiner Gewohnheit, ein altes gutes Lied an. Die Sonne blickte durch die frischbethauten Bäume des Forstes, in den der Weg uns geführt hatte, und der Himmel, der über den grünen Wipfeln im reinsten Blau sich wölbte, zog seinen Blick zu den Höhen, von wo uns Hülfe kommt. Er sprach heiter und mit Wärme von der Güte Gottes, die sich so herrlich in seiner Schöpfung offenbare, und mochte dabei daran erinnert werden, daß der Mensch in eben

---

*) Dieß fiel in die Zeit der napoleonischen Kriege, deren Schauplatz zum Theil Sachsen war.

dieser Güte gleichsam versehen und versichert sey, und daß es nichts bedürfe, als eines vertrauensvollen Anfangs im Namen Gottes, um etwas durchzuführen, dessen Ausgang man nicht in seiner Gewalt hat. „Mein Sohn", sprach er, „ich glaube doch, du möchtest gern studiren." Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Nun, so soll es denn in Gottes Namen gewagt werden."

Hatte ich schon vorher Theil genommen an dem Unterrichte, den der Pastor loci seinen eigenen Kindern gab, so wurde nun derselbe um so fleißiger benutzt. Dieser Pastor war ein humaner lieber Mann. Zu Sittlichkeit und gemüthlicher Religiosität zu bilden, war er ganz geeignet; aber mehr der neuern rationalistischen Richtung sich anschließend, führte er seine Schüler nicht in die dogmatische Tiefe des christlichen Glaubens ein. Er sprach mit Salbung von Christus als unserm Vorbild, aber weniger von Seiner Gottheit und Seinem Hohenpriesteramte; er pries das Abendmahl als Gedächtnißmahl Seiner Liebe, vermied aber die mystischen Beziehungen Seines Opfertodes. Dennoch feierte ich mein erstes Abendmahl, als hätte ich vollständigen Unterricht darüber genossen. Wie soll ich mir das erklären? Ich schreibe es den Worten der heiligen Schrift zu, die ich als Knabe fast auswendig wußte, und deren andächtige Lesung für mich über allen Unterricht hinaus von Gott gesegnet war. Auf diese Erfahrung gestützt, bekenne ich, daß die Protestanten durch die Bibel, wenn sie im Glauben an Christus gelesen wird, ein geheimes Band mit der katholischen Kirche haben, und bin überzeugt, daß diejenigen, die von diesem Bande gehalten werden, auch an der von Christus verheißenen Seligkeit participiren. Obgleich protestantisch unterrichtet,

war ich damals, ohne es zu wissen, kryptokatholisch; mein Glaube war Fides impliciata.

Ich hatte bereits das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als ich auf dem Gymnasium zu Altenburg aufgenommen wurde. An der Spitze desselben stand der berühmte Philolog Matthiä. Dankbar gedenke ich der Verdienste, die sich dieser Mann, in dessen Hause ich wohnte, um meine Bildung erworben hat. Es war nichts Pedantisches, nichts Illiberales an ihm; Humanität war sein Wesen; aber von positivem Christenthum wurde er wenig berührt. Daher geschah auch nicht genug für religiöse Erbauung und Erziehung, und bald vermißte ich in dieser Hinsicht den Segen des väterlichen Hauses. Ich hatte mich früher in frommen Uebungen, so gut ich's eben verstand, auf das heilige Abendmahl vorbereitet, und wenn der Gesang ertönte: Schaffe in mir, o Gott, ein reines Herz ꝛc. ꝛc. in allem Ernste mich gedemüthigt vor dem Allerbarmer, und daher das Wehen seines Geistes wohl empfunden. Jetzt sah ich Alles, zum Theil wenigstens, anders behandelt; es erfolgten auch andere Wirkungen. Wir Gymnasiasten hatten bei der gesetzlich verordneten vierteljährigen Communion zwischen drei oder vier Beichtvätern zu wählen; aber was war das für eine Beichte! Ich erinnere mich, wie wir einmal, dreißig oder vierzig, in eine ziemlich enge Sacristey getrieben wurden; wir standen Mann an Mann, Einer drängte, zupfte, stieß den Andern; vorn, saß den Hintenstehenden nicht sichtbar, der sogenannte Beichtvater und hielt einen uns langweilig scheinenden Sermon. Wir waren froh, als es zu den Schlußworten kam: „Kraft meines Amtes verkündige ich euch Vergebung eurer Sünden"; aber nicht als fühlten

wir uns freigesprochen, sondern weil nun eben der Sermon zu Ende war.*)

Je weniger Nahrung mein mir eingepflanzter frommer Sinn fand, desto mächtiger wirkten die großen Ereignisse jener Tage auf mich ein. Das erstemal, daß ich gewahr wurde, es gebe außer dem bürgerlichen Stillleben etwas Welthistorisches, war, mehrere Jahre früher, bei der Schlacht bei Jena. Damals legte ich mich im Freien auf die vom Donner der Kanonen dröhnende Erde, um die neue Entdeckung auf mich wirken zu lassen, und als ich bald darauf die ersten Franzosen sah, war es mir, als hätte ich Menschen aus einer andern Welt gesehen. Jetzt aber drängten sich auf einmal Erscheinungen um mich her, die ganz geeignet waren, die jugendliche Phantasie gewaltig einzunehmen. Dies war die Zeit der Leipziger Völkerschlacht. Ganz Altenburg war, weit umher, in ein Lager verwandelt. Die Schulen mußten geschlossen werden, alle gewöhnlichen Lebensverhältnisse waren aufgelöst. Da sang man Freiheitslieder, da hatten Alle, Jung und Alt, nur einen Wunsch, den heißen Wunsch der Befreiung Deutschlands. Und als die große Schlacht nun geschlagen war, und die Stadt wimmelte von Verwundeten, war noch lange nicht an ein Zurückkehren in die alte Ordnung zu denken. Jene Tage waren es, wo Körners Lieder das lutherische Gesangbuch aus meinem Herzen

---

*) Wolfg. Menzel hat sich in seinem Literaturblatt gelegenheitlich auf die Liederlichkeit der katholischen Sündenvergebung bezogen, um die Reformation zu rechtfertigen. Der Leser mag selbst urtheilen, ob eine Liederlichkeit in der Weise, wie sie in dem oben angeführten Falle vorgekommen, in der katholischen Beichte auch nur möglich ist.

verdrängten; wäre ich doch selbst, wenn meine Jahre und Kräfte es erlaubt hätten, gern mitgezogen in den Kampf der Ehre. Alljährlich wurde nun unter Sang Klang bei lodernden Freudenfeuern der entscheidende Tag begangen, und dem Vaterlande, als dem Theuersten im Menschenleben, gehuldigt. Wie sehr die Gemüther der deutschen Jünglinge von neuen Ideen bewegt seyen, verrieth sich bald auch in der ganzen äußern Erscheinung, in Kleidung und Geberde. Alles Ausländische und Luxuriöse war verpönt, deutsche Einfachheit galt für das allein Lobenswerthe; der s. g. deutsche Rock und schlichtes langes Haar kam an die Tagesordnung, und in kräftigen Leibesübungen suchte man zu erstarken zum Dienste des Vaterlandes. Einen neuen Schwung erhielt die Idee vaterländischer Bildung, als die Kunde von dem berüchtigten Wartburgsfeste an uns gelangte. Die dort geschehenen Schritte, so vermessen sie zum Theil waren, wurden bewundert; die dort gehaltenen Reden, wenn gleich die Ausgeburt der Schwärmerei, begierig verschlungen. Auf mich wirkte das alles um so leichter, da es sich mir im Scheine einer gewissen Religiosität insinuirte. Dieselben Burschen, welche „die unsaubern Bücher" verbrannt und dafür die Geister der im teutoburger Walde Schlafenden heraufbeschworen hatten, sie hatten auch die Communion empfangen, und einer der theilnehmenden Professoren von Jena hatte in der Rede, die er gehalten, sogar Stellen aus dem Propheten Jesaias benutzt, um die blutrothe Farbe der modernen Freiheit zu empfehlen. Dennoch, so sehr durch diese und ähnliche Ereignisse der Blick nach außen gezogen wurde, kehrte ich allmählich wieder zu meinem Herzen zurück, obgleich nicht mehr in der

kindlich frommen Weise früherer Tage. Für das, was in der katholischen Kirche die Gewissenserforschung ist, hatte ich schon vor allen diesen Ereignissen, ein Surrogat gefunden, indem ich mich über meine innern Zustände in einem Tagebuche verbreitete. Hierin sprach sich offenbar ein Bedürfniß geistlicher Führung aus. Da aber dafür in der protestantischen Gemeinschaft nichts geschieht, suchte ich mir selbst zu helfen durch schriftliche Confessionen. Dieses Mittel gab ich auch jetzt nicht auf; doch wählte ich eine allgemeinere, den zeitherigen Einwirkungen entsprechendere, und zugleich sie zu beherrschen strebende Form. Ich fing an, über größere Abschnitte meines Lebens zu schreiben unter dem Titel: „Mein Schutzgeist, oder Blicke in, um und über mich. Ein Denkmal geweihter Stunden", und nahm zum Motto das Schiller'sche Distichon:

Was der Gott mir gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Ich bin noch im Besitze der Blätter, die ich damals im Jahre 1817, im vorletzten Jahre meiner Gymnasialstudien, zu schreiben begann, und theile daraus das Vorwort mit.

„Um Licht und Ordnung in das Chaos meines Innern zu bringen", heißt es dort, „hielt ich es für gut, ein psychologisches Tagebuch zu führen. Ich verfolgte die Regungen des Gemüthes, und die Richtungen des Geistes, so gut ich konnte, und dachte immer dabei: prüfe Alles und das Gute behalte! Das muß doch wohl der rechte Weg zur Selbsterkenntniß und zur Annäherung an die reine Menschennatur seyn? So scheint es. Indem ich ihm aber zu sehr die Form frommer Confession

gab, ging es mir wie dem großen Haller, der, als er auf ähnliche Weise Ruhe und Gleichgewicht in sein Inneres bringen wollte, zuletzt den gottesgelehrten Heß um Rath fragte, wie er Ruhe fände für seine geängstete Seele. Und kann dies anders kommen? Herder hat mir vor allen Andern hierüber die Augen geöffnet. Da gewöhnlicher Weise in diesen Tagebüchern, sagt derselbe, ein Tag oder eine Stunde vom Ganzen abgerissen und dergestalt für das ganze Leben genommen werden, als ob mit ihnen der Strom der Zeit still stände, und sich dieser Zustand, wie er unläugbar aus andern fließt, nicht auch in andern verlöre, so wird nothwendig die Seele auf eine widernatürliche Weise verenget und beängstigt. Wie ist es auch möglich, in Stunden, wo das Gefühl die freie Reflexion gefangen hält, und der Sinn benebelt ist, ein vielfaches Gemisch von äußern und innern Zuständen zu zersetzen, oder ein feines Gewebe von Ursachen und Wirkungen zu zergliedern? Man wende nicht ein: in Stunden, wo man viel erfährt und tief empfindet, muß man am tiefsten aus dem Innern schöpfen können. Wer im Strome aus der Tiefe schöpfen will, den reißt die Strömung leicht mit sich fort; wer im Sturme den Meeresgrund erforschen will, wird leicht ein Spiel der Wellen werden. Oder wie geht es uns, wenn wir aus einem interessanten Traum erwachen? Wir halten die Bilder der Imagination fest, wünschen fortzuträumen, und träumen auch fort. So sind wir oft ein Spiel mit uns selbst, „ein Traum der Träume"; und wird unser Inneres schnell bewegt, uns selbst ein Wunder. Wer sich daher nur in sympathisirenden Herzensergießungen und frommen Confessionen gefällt, der wird ein sehr zerstückeltes Menschengebilde

entwerfen, und am Ende sich selbst im kränkelnden Zustand am besten gefallen. — Herders Ideen haben mich schon manchmal auf das Rechte gebracht. Er räth mir in seinem 38. Briefe zur Beförderung der Humanität, fleißig mit mir selbst zu Rathe zu gehen, fleißig mit mir selbst, mit meinem Schutzgeiste, oder unserer Seele zu dialogiren, ohne bei diesen Dialogen an Welt und Nachwelt zu denken. Je treuer wir dabei es mit uns selbst meinen, je mehr wir wirklich dabei aus Ursachen aufgeklärt werden wollen, und zu tüchtigen Zwecken hinarbeiten; desto weniger werden wir uns in Reden ergießen, desto stiller werden wir für uns lernen. — Ich nannte die Person, fährt Herder fort, mit der wir uns hier unterreden müssen, uns selbst, oder unsern Schutzgeist; denn was ist dieser anders, als die reine abgezogene Idee von unserm ganzen Selbst, die mit uns geht, und die uns gleichsam zu unserm Schutze begleitet? Um nicht schlechter zu werden, müssen wir immer besser zu werden streben: deßwegen begleitet uns dieser glänzende Traum von uns selbst, das Aggregat unserer geheimen Kräfte, Anstrengungen und Wünsche; erinnert uns an das, was wir vergaßen, an Gelübde, Hoffnungen, Ahnungen unserer unerfahrnen Jugendseele, und er muntert uns dadurch auf, und bringt uns weiter. Von ihm können wir erfahren, warum wir das noch nicht sind, was wir werden wollten; er wird uns auch weder Lehre noch Aufmunterung versagen, wie wir es etwa noch werden mögen. Unsere Geburtstage, Tage des Glückes oder anderer Erinnerungen sonderbarer Zufälle unsers vergangenen Lebens sind seine Feste; oft aber läßt sich seine Stimme auch unvermuthet und am liebsten in der pythagoreischen Stunde bei Nacht, in stiller Einsamkeit, hören.

Er dictirt zwar nicht zum Nachschreiben, und sieht in seinen Antworten nicht darauf, wie sie sich gedruckt am besten ausnehmen würden; sein Wort aber theilet Seele und Leib, Mark und Bein; ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. — Diese schon früher in mir rege gewordenen und jetzt von Herdern noch mehr geweckten Ideen will ich nun festhalten. Erhebung zu rein menschlicher Bildung sey der Zweck meines Strebens, die innere Gotteskraft und der reine Wille mein leitender Genius. Er verläßt den Menschen nicht, wenn der Mensch nicht ihn verläßt; aber er geht nur den Weg der Vernunft, und fordert ein reines Interesse an der Menschheit. An jedem Morgen weckt er uns mit dem Zuruf: erwache zum Werke der Menschheit! Und wahrlich, in diesem Gedanken liegt für mich alles Erfreuliche und Gute. Erwache zum Werke der Menschheit! Halte die Ideen der Menschheit fest, und trage sie in's Leben über! Welches sind diese Ideen? Der Genius spricht: was die Vernunft schafft, das verwirkliche der Verstand im Leben! D'rum ist es nöthig, daß man zuerst in seinem Innern auf's Reine komme, und dann mit geläutertem geistigen Auge die Außenwelt messe, und sein Verhältniß zu ihr bestimme. Wie ich dies gethan und durch Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens zum Menschen ward, soll diese Schrift zeigen."

Die Stunden, die ich so meinem Genius widmete, waren nicht ohne stillwirkenden, für mein damaliges Alter selbst weit sich verbreitenden Segen. Ich fing an, für menschliches Wissen und Können mich allseitiger zu interessiren, als es in so jungen Jahren gewöhnlich zu seyn pflegt; die besten Dichter befruchteten meine Phan-

thasie, Musik belebte meine Gefühle, ideales Freundschaftsleben nährte den Frohsinn; und wenn ich in schönen Sommerabenden nach einem heitern Ausfluge heimgekehrt war auf mein Studirzimmer, dann währte oft das Dialogiren mit meinem Schutzgeist noch bis Mitternacht. Doch so durchgreifend war die Wirkung dieser pythagoreischen Stunden nicht, daß sich nicht allmählich jene falsche Genialität meiner bemächtigt hätte, in welcher sich Jünglinge von strebendem Geiste nur allzuleicht gefallen, wenn ihrer Subjectivität zu freier Spielraum gelassen ist. Im Streben, mir innerlich meine Welt zu bilden, zerfiel ich mit der Außenwelt, ja ich verachtete zuletzt alle äußern Schranken; die Schularbeiten kamen mir meist pedantisch vor; Jugendstreiche aller Art wurden mit unglaublicher Keckheit ausgeführt. Niemand warnte, niemand leitete mich; und wenn ich dennoch über dem Zwiespalt zwischen der In- und Außenwelt nicht unterging, so verdanke ich das der Haltbarkeit der Grundlage, die ich in meiner Kindheit gewonnen.

Zwei gleichgesinnte Freunde standen mir zur Seite, Jünglinge von größeren Geistesgaben, als ich selbst hatte; die durch ihre Lebhaftigkeit und Genialität mich aus einem gewissen träumerischen Wesen weckten, zu dem ich mich hinneigte, und an meinem Hervortreten „auf den Markt des Lebens" nicht geringen Antheil gewannen. Einer von ihnen, Robert M***, ist leider ein Opfer der Bewegung geworden, die in unserer Zeit viele edle Jünglinge mit Gott und der Welt entzweit und hinausgeworfen hat in die Wüste eines abenteuerlichen Treibens, daß sie das Wehe, welches Hamlet über die ruft, so geboren zu seyn glaubten, eine aus den Angeln gehobene

Welt wieder einzurichten, in seiner ganzen Bitterkeit empfinden mußten. Der andere, Karl H***, ist gegenwärtig ein im protestantischen Deutschland gefeierter Universitätslehrer. Wir drei bildeten auf dem Gymnasium ein eigenes Triumvirat jugendlichen Freundschaftslebens. Einst, als wir zusammen am Abhange eines Wiesengrundes saßen, kam uns der Gedanke, hier unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen in einer Rasenbank. Flugs wurden alle dazu nöthigen Werkzeuge herbeigeschafft, und der Bau begann. Daß dieses auf fremdem Grund und Boden geschah, kümmerte uns nicht; es war an jenem Plätzchen gut seyn, darum meinten wir, uns auch eine Hütte daselbst bauen zu dürfen. Wir arbeiteten die ganze Nacht hindurch, und als das Werk, da der Morgen graute, fertig war, weihten wir es ein mit Gesang und Rede.

An diesem, in Erlengebüsch sich bergenden Plätzchen verlebte ich so manche glückliche Stunde. Hieher flüchtete ich, wenn mir eine Arbeit gelingen sollte, oder wenn ich ungestört über mich und das Leben Betrachtungen anstellen, gute Vorsätze fassen und Ruhe in meinem Innern schaffen wollte; und nie entließ mich der geweihte Ort, ohne mich befriedigt, und mit mir und der Welt versöhnt zu haben. Den starken Buschästen, die unsere Rasenbank beschatteten, gruben wir die Ideen ein, die uns beseelten: Gott, Freiheit, Vaterland; Licht, Wahrheit, Liebe, und zur Bezeichnung unserer Namen: Fides Constantia Robur. Wir pflanzten auch Blumen am rieselnden Bach um unser Heiligthum her, und ehrten es, als wäre es unser Orakel. Was ich dort in einsamen Stunden gedacht, trug ich gewöhnlich zu Hause in mein Tagebuch ein. Welcher Art damals mein Denken war, mögen folgende Proben bezeugen.

Im Sommer d. J. 1817.

„Ich beneide die Griechen nicht um das Lispeln in Dodonas Eichen, seitdem ich ein Plätzchen im Freien habe, wo ich die Orakel der Natur befragen, und der Stimme Gottes im Menschenherzen lauschen darf. Wenn es nur so ruhig in mir wäre, wie es dort im stillen Thale ist! Wenn es mir nur gegeben wäre, beständig zu seyn! Der Jüngling, der eben anfängt, sich seine Welt zu schaffen, wem soll ich ihn vergleichen? Er kömmt mir vor wie ein Schiffer, der im Begriff ist, die Anker zu lichten; schon sieht er im Geiste die Küste jenes schönern Landes dämmern, das ihn aufnehmen soll; aber nicht vertraut mit den stürmischen Bewegungen des Meeres wird er eine zeitlang hin- und hergeworfen, sich seinem Ziele bald nähernd, bald sich entfernend von demselben. Hat er sich aber einmal in der Karte der Vernunft orientirt und in festem Willen seinen Compaß gefunden, wohl ihm! dann wird die Flagge der Freiheit auf seinem Schiffe wehen; Sturm und Ungewitter trotzend, wird er frei in den Hafen seiner Bestimmung einlaufen."

„Die schwächsten Menschen, sagt Johannes Müller, sind gewöhnlich auch die schlechtesten. Wer sich täglich stärkt, wird groß, ein würdig Bild des Urschöpfers. — Ich habe sehr Ursache, mir fleißig diesen Gedanken vorzuhalten; denn ich fühle wohl, welch ein schwaches und gebrechliches Ding das menschliche Herz ist. Die Freunde kommen mir zu Hülfe in dem Bestreben stark zu werden in mir selbst, und doch auch hindern sie mich wieder, da sie mich in so manche Thorheit hineinziehen, die mich hinterher beunruhigt. Ich sehe die Zeit kommen, wo ich

ganz auf mich zurückgeführt seyn werde, und was mir dann im Innersten der Seele aufgeht, daran will ich halten, als an dem theuersten Besitzthum."

Am 18. October 1817.

„Zwei Ritter — Brüder waren es — zogen hinaus in den deutschen Kaiserkrieg. In einem Walde unter Sturm und Donner herumirrend, stießen sie endlich auf ein einsames Schloß. Sie traten ein und fanden die gastlichste Aufnahme bei einem holden Weibe. Als nun diese der eine von den Rittern am mondumschimmerten Teiche traf, schwur er ihr ewige Liebe. Das Weib zerbrach einen goldenen Ring und gab ihm die Hälfte als Brautbewerber, wenn er heimkehrte. Und als sie um Mitternacht einsam in ihrem Gemache saß, da stürzt der andere Ritter herein und schwört ihr gleichermaaßen ewige Liebe; ihm gibt sie die zweite Hälfte des Ringes als Brautbewerber, wenn er heimkehrte. Als nun die Brüder am Morgen von dannen zogen, pries einer dem andern sein Glück und zeigten sich die halben Ringe. Da füllte Ingrimm ihre Herzen; in unseliger Entzweiung zogen sie auseinander, jeder zu einem andern Kaiser. Auf dem Schlachtfelde trafen sie sich wieder und — hefteten sich gegenseitig an die Speere. Erst als sie neben einander in ihres Vaters Blute lagen, erkannten sie das gräßliche Geschick; sie fügten die zerbrochenen Ringe in einer Hand zusammen und — verschieden."

Es muß wohl etwas in meiner Seele liegen, was da macht, daß diese Geschichte, die ich in diesen Tagen gelesen, mich fortwährend beschäftigt. Wer ist das Weib mit dem zerbrochenen und buhlerisch vertheilten Brautring? Ist es nicht Deutschland, das sich theilt in Nord und Süd

und wie in politischer Polygamie lebt? In den Schlachten, die wir geschlagen haben, sind alle, aus Nord und Süd, brüderlich vereint gewesen. Aber wird nicht eine Zeit kommen, wo sie wieder feindlich auseinander gehen? was wird dann aus ihnen werden? was aus dem Weibe, das für mehr als einen Bewerber einen Mahlschatz hat? Doch vielleicht hat der gebrochene, zwiefach vertheilte Ring eine tiefere und ehrenvollere Bedeutung, als ich jetzt zu fassen im Stande bin. Genug, ich habe meinem Vaterlande Liebe und Treue geschworen, und werde den Schwur halten, auf die Gefahr hin, daß mich einst ein feindlicher Bruder an den Speer heftet. Was wir verloren, müssen wir gewinnen; was wir gewonnen, müssen wir wahren, unbekümmert um unser eigen Schicksal, wie der Dichter uns ermuntert:

„— — — — Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich."

So geartet und gesinnt, verließ ich das Gymnasium, nachdem ich nicht nur in den Klassikern der alten Sprachen mich eingeübt, sondern auch die besten deutschen Schriftsteller fleißig gelesen hatte. Ich ging zunächst nach Leipzig, um unter Herrmann, Spohn und Andern meine philologischen Studien fortzusetzen, und in den Hörsälen Krugs u. A. meine Vorliebe für Philosophie zu befriedigen. Schon auf dem Gymnasium hatte uns Matthiä einigermassen in die philosophischen Wissenschaften eingeführt; ich freute mich, nun Alles in weiterem Kreise kennen zu lernen. Allein Krug war nicht der Mann, mich

einzunehmen und zu begeistern. Wie seine Vorträge, so erregten mir seine Schriften allmählich Langweile. Ich hätte gern aus frischer Quelle den Durst gestillt; er aber handelte, als fragte ich darnach, was das Wasser alles für Räder treibe. Ich hätte gern nährendes Brod genossen, er aber zeigte nur, was man zum Essen für Werkzeuge braucht. Da ich nun doch einmal von der Philosophie alles Heil erwartete, so ging ich zu Ostern 1819 nach Jena, wo Fries und Luden bei dem jungen Deutschland in großem Ansehen standen. Ich hörte alles, was diese Männer lasen, und stimmte mit ein in die Bewunderung, die ihnen gezollt wurde. Zwar regte sich in mir bisweilen ein geheimes Mißtrauen gegen ihre Doctrinen, aber es wurde mit Gewalt niedergehalten, denn in der öffentlichen Meinung gehörten sie zu den ersten Sprechern Deutschlands. Vom Geiste der Zeit getrieben kam es mir auf ein umfassenderes Studium der Staatswissenschaften an; ich hörte daher Politik bei Luden und bei Fries. Ersterer behandelte diesen Gegenstand in der Weise, daß er zunächst das Ideal aller Staatsverfassung aufstellte, dann den Widerspruch desselben in der Wirklichkeit aufzeigte, und zuletzt nachwies, wie Ideal und Wirklichkeit zu versöhnen seyen. So wenig eine solche Eintheilung zu einer Staatswissenschaftslehre führen mag, die auf philosophische Geltung Anspruch machen darf, so war doch Luden im Einzelnen eben so unterrichtend, als anregend. Nicht so Fries, der im Grunde Alles in falsche Gesichtspunkte zog. Dieser abenteuerliche Denker hatte sich eine Ansicht von ästhetischem Staatsleben gebildet, von der er wie besessen war. Er hatte dabei das öffentliche Leben der Griechen vor Augen. Dieses, entkleidet

von allem Mythologischen, dagegen geschmückt mit vaterländischen Festen und Künsten, und im Dienste der Gerechtigkeit zu einem Cultus des gemeinen Besten sich gestaltend: das war die Politia, über welche dieser Mann ein ganzes Semester lang zu reden wußte. Ein einziger Zug aus seinen Vorträgen wird genügen, um diesen Politiker, und mit ihm die damalige Zeit zu charakterisiren. Da, wo er von Geistesbildung, und insbesondere von der Volksbildung sprach, sagte er unter Anderm: „die theologische Facultät unsrer hohen Schulen möchte wohl einen falschen Namen führen, und zum Theil einen falschen Geschäftskreis erwählt haben. Ist nicht ihre Aufgabe eigentlich Volksunterricht, Volkserziehung? sollte sie nicht die demagogische oder pädagogische Facultät heißen?" Das sagte er aber nicht, wie man meinen wird, zum Scherz, sondern mit dem ganzen Ernste eines deutschthümlichen Reformators.

Ohne philosophische und historische Studien aufzugeben, wendete ich mich doch allmählich der Theologie zu. Da hörte ich denn unter Anderm Kirchengeschichte bei einem noch jungen, aber seiner originellen Ansichten wegen gefeierten Manne, bei dem Professor Dr. August Kestner. Er hatte eben die Entdeckung gemacht, daß das Christenthum am Ende des ersten Jahrhunderts sich zu einem geheimen Bunde gestaltete, dessen Zweck viel weniger ein religiöser, als ein politischer war, nemlich der, eine allgemeine Revolution gegen das römische Reich herbeizuführen. Agape hieß ihm dieser geheime Christenbund, als Stifter desselben nannte er Clemens den Römer. Er sprach von einer Bundesconstitution, einem Präsidentenstuhl, einem Geheim-Briefe-Comptoir, einer Schriften-

fabrik, einer Interpolationsmaschine, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Später wurde aus diesem geheimen Bunde, dessen Bestehen allein, wie er wähnte, die Verfolgungen der Christen erklärlich macht, mehr zufällig die katholische Kirche. Aber der alte Liebesbund setzte sich im Geheimen fort, z. B. in Baucorporationen, im Tempelherrnorden, in den Wiedertäufern, und wird in unserer Zeit als freigläubige, unbejochte, cultuslose Kirche das herbe Geschick versöhnen, daß das, was man anfangs nur als Mittel gebrauchte, den Bund nach allen Seiten hin wirksam zu machen, nämlich Priesterthum und Mysteriencultus, über ein Jahrtausend sich festsetzen konnte. Diesen Wahnwitz mit deutscher Gelehrsamkeit zu belegen, studirte sich Kestner im eigentliche Sinne zu Tode. Ich habe selbst in Jena seine Leiche mit bestatten helfen.*)

Der Begriff der Kirche, der mir so vom Catheder herab als der Alles erklärende angepriesen wurde, paßte trefflich zu dem Begriff des Staates, wie ihn Fries entwickelt hatte. Auch er verwandelte Alles in leidige Bundesideen; auch ihm waren die Staaten etwas Anderes geworden, als sie seyn sollten, und von den bestehenden Confessionen zumal sagte er entschieden: sie tau-

---

*) Dieser beklagenswerthe Schwärmer hat seine Entdeckung veröffentlicht in der Schrift: Die Agape, oder der geheime Weltbund der Christen, von Klemens in Rom unter Domitians Regierung gestiftet, dargestellt von Dr. August Kestner. Jena bei Aug. Schmid, 1819. — Welch herrliche Einheit der Universität Jena! Ein Professor der Philosophie meinte, die theologische Facultät sollte eigentlich die demagogische heißen. Ein Professor der Theologie lehrte, die Kirche sey ein demagogischer Bund gewesen. Die Studenten aber bildeten damals wirklich einen demagogischen Bund.

gen alle nichts, denn alle sind vom finstern Geiste der Hierarchie inficirt. Dem Einflusse solcher Lehren mich hingebend, studirte ich nun Theologie, ohne Interesse für irgend eine Confession. Daher wünschte ich mir, die theologische Facultät wäre, wenn auch nicht, wie Fries wollte, die demagogische, doch die positiv=philosophische. Da sie das aber nicht war, es sey denn, daß man den seichten Rationalismus der damaligen Theologen Philosophie nennen wollte; so sah ich mich bald nach einer neuen Schule um. Ich ging nach Erlangen, wo Schelling, nach langem Schweigen, wieder seinen Mund aufgethan hatte. Von ihm hatte mir Fries das ungünstigste Vorurtheil erweckt. Doch kaum, daß ich etwas von ihm gelesen, kam mir der berühmte Mann nicht mehr aus dem Sinne, und ihn zu hören, war fortan mein Lieblingswunsch. Was mich zunächst für ihn einnahm, war die Gediegenheit seiner Sprache. Dazu kam, daß die Rede ging, er habe in Folge jahrelangen Forschens sein System geändert, ja auf dem Grunde der Offenbarung dasselbe ganz neu erbaut. Dies war genug, mich anzuziehen, denn um alles Christenthum hatte mich die jenaische Schule doch nicht gebracht. Ich ging also erwartungsvoll nach Erlangen. Schelling hielt damals nur einen kleinen Cyklus von Vorlesungen, aber auch die wenigen reichten hin, mich allmählich in Tiefen einzuführen, die ich in der Mühlradsbewegung des Friesschen Gedankenlaufs kaum gestreift hatte. Zwar erfolgte noch keine durchgreifende Wirkung, aber der Sinn für das Positive fand Nahrung, und das eben war es, wessen ich bedurfte: ich wurde fast unvermerkt wieder christlich gesinnt. Wohlthätigen, still sich geltend machenden Einfluß

übte in dieser Hinsicht auch Schubert auf mich aus; gerne gedenke ich noch der Stunden, die er einem vertrauteren Kreise junger Freunde widmete.

Umgeben von trauten Jugendgenossen, schrieb ich dort unter den Blüthenbäumen des s. g. Welsgartens eine Schrift, welche das treue Bild meiner damaligen Schwärmereien war. „Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens," ist ihr Titel. Ich erwähne dieser Schrift nur, um ein schickliches Wort über das damalige Treiben auf Universitäten zu sagen. Man hat einen falschen Begriff davon, wenn man sich dasselbe nur als demagogischen Unfug denkt. Interesse für Wissenschaft, keusche Sitte, edle Freundschaft: diese und ähnliche Tugenden waren damals mehr als je auf Universitäten einheimisch; aber mit Uebergewalt von den Ereignissen der Zeit ergriffen, schwärmte die studirende Jugend in Idealen, deren Realisirung selbst wenn sie wünschenswerth gewesen wäre, nothwendig an der Macht der Verhältnisse scheitern mußte. Es waren dies die Ideale eines unzersplitterten deutschen Volksthums. Vorhergegangen waren die Befreiungskriege, an denen viele Studirende Theil genommen hatten. Das eiserne Kreuz auf der Brust wieder eintretend in die Reihen der Studirenden, gerirten sich diese natürlich als Männer, die in den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands mitzureden hätten, und man duldete ihr Thun, so lange das Hochgefühl über die Befreiung Deutschlands durch alle Stände frisch hindurchwirkte, und das vaterländische Leben unter den „deutschen Burschen" den Anschein von Unschuld hatte. Als dieser mit dem Morde Kotzebue s geschwunden war, und die Regierungen gegen den herrschend gewordenen Geist

der Jugend einzuschreiten begannen, verwandelte sich die öffentliche Bewegung in eine geheime, und da erst fing sie an staatsgefährlich zu werden. Es folgten, unabhängig von dem, was auf deutschen Universitäten geschah, die Revolutionen in Italien, in Spanien; in Frankreich erwartete man ein Gleiches; da war es denn so unwahrscheinlich nicht, daß auch Deutschland, zum Theil wenigstens, in die allgemeine revolutionäre Bewegung mit hineingezogen würde. Nicht um eine Revolution mit Gewalt herbeizuführen, sondern um die für unvermeidlich gehaltene zu beherrschen und ihren Erfolg zu sichern, traten damals Viele zu einem geheimen Bunde zusammen, der, wie man meinte, mit einem weitverzweigten Bunde einflußreicher Männer zusammenhing. Ueber die Verbündeten ist später ein schweres Gericht ergangen; es ward erfüllet das Wort des Dichters:

> Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
> Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
> Und die gleichmessende Gerechtigkeit
> Zwingt uns den eignen Giftkelch auszutrinken.

Ehe dies geschah, suchte ich zu warnen vor geheimen Umtrieben, ohne das öffentliche Bekenntniß vaterländischer Ideen aufzugeben. So entstand die oben angeführte Schrift. Die schwärmerische Erwartung neuer Zustände, die declamatorische Sprache der Schwärmerei, und was sonst damals Krankhaftes sich hervorgethan, findet sich in dieser Schrift wieder, wiewohl auch der Anhauch eines bessern Geistes sich mit durchzieht. Ich bedaure, dem Irrthume der Zeit das Wort geführt zu haben; doch half es mir denselben überwinden, daß ich ihn einmal unumwunden ausgesprochen hatte. Sollte aber irgend

einer meiner Coätanen sich damit brüsten, daß er vor solchen Verirrungen sich zu bewahren gewußt, so möchte ich ihm etwas zu Gemüthe führen, was jedenfalls des Nachdenkens werth ist. Es ist nämlich, was die klugen Leute sagen, so grundlos nicht gesagt, daß jeder Mensch seinen Preis habe, um den er sich hingebe; eben so seine schwache Seite, die ihn, nach Zeit und Umständen, nicht blos zu Verirrungen, selbst zu Verbrechen dahinreißt. Der Mensch, der heute noch unsträflich den Weg des Rechts geht, kann morgen, schuld- und fluchbeladen, die Rachegeister wecken; denn unser Gutseyn ist so negativer Art, daß wir im Grunde nur darum gut heißen, weil wir noch kein Verbrechen begangen haben. Darum rühme sich Niemand seiner Stärke oder seiner Weisheit, selbst wenn es ihm gegeben war, sich auf der Bahn des Rechts und der Gerechtigkeit zu halten. Aber vielleicht hattest du für etwas Anderes deinen Preis; vielleicht gehörst du nur darum nicht zu den von „der gleichmessenden Gerechtigkeit" Ereilten, weil du Götzen fröhnest, für welche sie unmittelbar kein Schwert hat, ohne daß es dir darum erlassen wäre, „den eignen Giftkelch" auszutrinken. Euch gegenüber, die ihr ob eurer Nüchternheit voll Rühmens seyd, schäme ich mich meiner Verirrungen nicht.

Ich weilte, nachdem ich Erlangen verlassen, erst in Augsburg als Lehrer und Erzieher in einem mir theuer gewordenen Hause, dann unter Verhältnissen, die hier keiner Erwähnung bedürfen, in meiner Heimath, wo ich mich der Theilnahme vieler guten Menschen erfreute, als die Kunde an mich gelangte, König Ludwig I. habe München, diese Stadt der schönen Künste, nun auch zum Haupt-

sitz der Wissenschaften in seinem Reiche erhoben durch Verlegung der Universität von Landshut nach München. Die berühmtesten Lehrer seyen gewonnen; alles verspreche für wissenschaftliches Leben große Erfolge. Dies brachte den schon früher genährten Vorsatz in mir zur Reife, im Süden Deutschlands die Stelle zu suchen, von wo aus ich zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Brüder Einiges wirken könnte. Wie magisch gezogen eilte ich nach München. Eben trat hier, kaum daß ich angekommen, Schelling wieder in jugendlicher Frische auf. Ich hörte ihn neuerdings, und noch einmal hoffte ich das Heil in der Philosophie zu finden. Wie er jetzt auf mich wirkte, mag folgendes Gedicht bezeugen, welches ich nach seinen ersten Vorträgen über das „System der Weltalter" niederschrieb.

„Ach, daß er käme, der Meister, des weisheitathmende Rede
  Niederschlüge den Qualm eitler sophistischer Kunst,
Daß frei würde der Brunnen des Heils im Reiche des Wissens,
  Und ein labender Trunk stillte für immer den Durst!" —
So sprach Mancher verlassen hinwandelnd die Pfade des Lebens,
  Wahrend mit Liebe das Bild eines befreiten Geschlechts.
Einsam weilet indeß in der Wüste der Zeiten der Seher,
  Rückwärts schauend und ernst vorwärts gerichtet den Blick.
Unter Systemengetrümmer in heiliger Stille befragt er
  Kühn das Orakel der Welt, forscht in den Tiefen der Brust.
Jahrelang hat er geschwiegen, gerungen im Feuer des Geistes,
  Bis der Erkenntniß Gold reiner sein Eifer gewann.
Da steht kräftig er auf, ein Seraph rührt ihm die Lippen,
  Und das belebende Wort führet den Morgen herauf.
Sprecher der Zeit, sey gegrüßt! Weltweisheit lehrst du mit Tiefsinn,
  Und mit christlichem Geist strebst du zum Himmel empor.
Einsam bist du nicht länger, es brennt in den Herzen der Jünger,
  Wenn aufschlagend das Buch deiner Gedanken du sprichst.
Siehe, sie denken an Sais; der Inschrift heilig Geheimniß
  Deutest du göttlicher Mann, dem vor der Welt nie gegraust.
Morgenhauch weht wieder im Blüthenbaume des Wissens,
  Und wer dürstet, dem fließt frischer der labende Quell.

So dichtete ich, als Schelling in seiner ernsten beredten Weise große Erwartungen erregte. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit ihm folgend, versetzte ich mich in den Zusammenhang der neuen philosophischen Systeme; ich erkannte ihre Schwäche wie ihre Stärke, ihre Einseitigkeit wie ihre nach Herrschaft des Gedankens ringende Beweglichkeit. Ich ließ mich an die Quellen des theogonischen Processes führen, ohne welchen das Heidenthum ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist, und ging den ungeheuern Erscheinungen der polytheistischen Religionen verwundert nach. Wohl hatte ich in diesem Gebiete schon manche Studien gemacht; aber erst durch Schelling gewann ich tiefere Einsicht, weitere Ausbreitung in demselben, und nie werde ich gering von einem Manne denken, aus dessen Munde ich das Beste vernommen, was im Fache der Philosophie auf Universitäten zeither gelehrt worden. Auch möchte ich keinen Vorwurf gegen ihn erheben, daß mir doch zuletzt der Baum des Wissens die gereifte Frucht nicht trug, die ich erwartet hatte; was er der Macht des Irrthums abgerungen, ist bedeutend genug, um den Dank der Mit- und Nachwelt zu verdienen. Dagegen nehme ich auch die Humanität in Anspruch, mit der man einem jeden gestatten soll, von neuem auf Befriedigung auszugehen, wenn er sich darin getäuscht sieht, die ihn haltende und tragende Macht gefunden zu haben; daß diese für mich Philosophie allein nicht sey, war mir klar geworden, als ich mich wieder praktisch in den positiven Gehalt der Offenbarung zu vertiefen begonnen hatte. In meiner Seele lag von jeher ein Zug nach kirchlicher Gemeinschaft, und nichts als Selbsttäuschung war es, wenn ich

meinte, durch Philosophie derselben überhoben zu seyn. Nun hatte ich aber die Zucht- und Haltlosigkeit, die im protestantischen Allerleihause herrscht, in ihrem ganzen Umfange erfahren; ich wollte Prediger werden, und doch geschah für meine Erziehung zum Predigeramte weiter nichts, als daß man mir sagte: du sollst die vorgeschriebenen theologischen Collegia hören; ich hörte diese, und wurde durch die, welche ich zu hören angewiesen war, um alles gebracht, was Theologie genannt zu werden verdient; ich sollte durch eine Prüfung mich zur geistlichen Candidatur befähigen, und doch gab es keine Weihe zum Geistlichen, und also auch keine eigentliche geistliche Bevollmächtigung; hier hätte man mir lutherisch-orthodoxe, dort wegscheiderisch-rationalistische, anderwärts wieder waisenhäusisch-pietistische Fragen gestellt — was Wunder, wenn ich mich gar nicht fragen ließ?

Unterdessen hatte ich mir die evangelische Freiheit genommen, die Scheidewand niederzureißen, welche mir die Schriftgelehrten gegen die katholische Kirche gesetzt hatten. War ich schon durch meine philosophische Richtung geneigt, hierin gerecht zu seyn, so erwachte bald eine entschiedene Vorliebe für das Katholische in mir, als ich anfing, mit alten Erbauungsschriften, z. B. mit der Nachfolge Christi, der Messe beizuwohnen. Da kam der Geist des Betens, um den mich die Philosophie gebracht hatte, wieder über mich, da konnte ich meine Sünden beweinen, da fühlte ich das Wehen des Alliebenden wieder, des Gottes, der meine Jugend erfreut hatte. Cantabiles mihi erant justificationes tuae in loco peregrinationis meae: oft wenn ich in den Tagszeiten an diese Stelle komme, tritt mir unwillkührlich das Bild

jener Zeit vor die Seele, wo ich in einem besondern Sinne in loco peregrinationis war, und nur die Stunden der Andacht, die ich bei St. Michael oder bei U. L. Frau feierte, mich erhoben und erquickten. War ich einmal stiller Theilnehmer der katholischen Messe, so studirte ich sie natürlich auch in ihren einzelnen Theilen. Da fand ich denn, daß der protestantische Gottesdienst, wie er in meiner Heimath bestand, nichts als Bruchstücke der katholischen Messe seyen. Nie hatte ich in meinem Religionsunterricht ein Wort über den Cultus gehört. Ich wußte nur, was in der Kirche geschah: nämlich, daß erst die Gemeinde ein Lied singt, welches dem Kyrie eleison entspricht, daß dann der Diacon die Epistel verliest, hierauf, wenn abermal ein Lied gesungen worden, das Evangelium, daß nun die Gemeinde den Glauben (Credo) singt, worauf die Predigt folgt, daß endlich die Communion die ganze Handlung beschließt. Woher das Alles stamme, und warum es so sey, lernte ich jetzt in der katholischen Messe näher kennen. Aber fragte ich mich nun, warum nur Bruchstücke, und nicht lieber das Ganze? Der Vorwurf der Protestanten, daß die Katholiken in der Messe eine Art Götzendienst treiben, konnte für mich kein Gewicht haben, da ich wußte, daß nichts als der wesentlich gegenwärtige Gott hier Gegenstand der Verehrung sey. Dagegen war gerade der substantielle Gehalt und die geschichtliche Bedeutung des katholischen Cultus das mir Zusagende, das mich Befriedigende.

Die katholische Messe, sagte ich mir schon damals, ist der Canon alles Gottesdienstes. Hier hat die Kirche ihren ganzen Geist erschöpft, um den Gottesdienst zum Kunstwerk zu gestalten. Wenn der

Priester zum Altare seines Gottes tritt, mit Kraft zum Gebete, dann schlagen alle Herzen in einer großen Empfindung zusammen. Kyrie eleison! ist der Ausdruck für diese Empfindung; denn aller Gottesdienst beginnt mit dem lebendigen Gefühle der menschlichen Schwäche und Sündhaftigkeit, mit dem innigen Bedürfniß der göttlichen Erbarmung. Ein Kyrie stammelten auch, doch in meist verworrenen Tönen, die Völker des Alterthums; denn der ursprünglich dem göttlichen Lichte offene Sinn lag im Chaos einer verhängnißvollen Sprach- und Bilderverwirrung vergraben, und nur ein magisches Sternenlicht fiel in die lange Winternacht der alten Götterwelt. Als aber wenigstens ein Volk, wunderbar geführt, den prophetischen Blick ausschließlich auf die Zukunft richtete, da stimmte am Ende Alles zum Eintritte eines großen Wendepunktes zusammen. Ahndung, Verkündigung: das ist der Charakter des Zeitalters, in welchem die Sonne der Gerechtigkeit über die Völker der Erde aufgehen sollte. Wie in die Zeit der Erwartung, da vieler Augen aufgethan wurden, ist der Andächtige versetzt, wenn vom hohen Chore das Kyrie ertönt. Sein Flehen um Erbarmung wird zur Gewißheit. Der Heiland ist geboren — Gloria in excelsis Deo! — Wie schön und wahr ist dieser Gegensatz, das Kyrie im ersten und das Gloria im zweiten Theile der Messe. Was erst Flehen um Erbarmung war, ist nun Lobgesang, ist Friedenswort und Freudenruf aus der Höhe. Was als Gebet des Christen Seele bewegt, ist nichts Unbestimmtes, nichts in dunklen Gefühlen Schwankendes — es beruht auf der positivsten Lehre, die je in die Herzen der Menschen geschrieben worden ist. Als Lehrer der

Menschen begann Christus sein Erlösungswerk, und wo er sprach und Glauben fand, da bewegten sich überirdische Kräfte. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Diesen Glauben wörtlich zu bekennen, hat die Kirche mit Recht zur Bedingung gemacht, das hochheilige Opfer würdig darzubringen, den Leib des Herrn würdig zu empfangen. Diese Bedingung wird im Credo erfüllt, welches das apostolische Glaubensbekenntniß ist. Der lebendige Glaube ist wunderthätig, ein transmundaner Act, wie Novalis sagt. In Symbolen und Gebeten fortschreitend, bereitet nun der Priester einen solchen Act vor. Inniger verbindet er sich jetzt mit der gesammelten Gemeinde, heißer und erhabener werden die Gebete, die unter Weihrauch aufsteigen, dem Herrn ein süßer Geruch. — Wie Christus unter dem Jubelruf: Hosanna in der Höhe! in Jerusalem einzog, so sind nun die Herzen der Gläubigen unter eben diesem Gesang nur ihm geöffnet, daß er einziehe als ihr Heiland und Friedensfürst. Sursum corda; ruft darum der Priester der Gemeinde zu, und sie antwortet: Habemus ad Dominum. Denn mit den Opfergaben haben die Gläubigen sich selbst zum Opfer bereitet, daß alles Unlautere an ihnen verzehrt werde in den Flammen der göttlichen Liebe, und was etwa Gutes an ihnen ist, höheren Segens gewürdigt werde. In dem Verlangen nach Erhebung und Verklärung, wovon in diesem heiligen Momente das Herz der Gläubigen voll ist, steht keiner mehr für sich allein; es ist die Gemeinschaft der Gläubigen, die im Hosannaruf des Sanctus dem Hocherhabenen huldigt, von dessen Herrlichkeit Himmel und Erde voll sind; es ist, als wollte sich die streitende Kirche zur triumphirenden erweitern. —

Nach dem seraphischen Lobgesang des Sanctus und Benedictus verrichtet der Priester die heilige Handlung, welche der Mittelpunkt dieses ganzen Cultus ist. Wer, wenn er mit Herz und Sinn, mit Geist und Gemüth bei dieser Handlung ist, wird nicht vom heiligsten Schauer der Andacht durchdrungen, wenn des Ministranten Glöcklein die Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi verkündigt! „O Jesu, Dein bin ich, Dir lebe, Dir sterb' ich"! ruft jeder dem Herrn entgegen, indem er an seine Brust schlägt. — Endlich folgt die Communion. In die letzten Lebensmomente des Heilandes vertieft, ist nun des Gläubigen Seele lauter Gebet in mystischer Vereinigung. Agnus dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis — dona nobis pacem: schön und rührend bezeichnet dieser Gesang des Herzens tiefe Empfindung, und drückt zugleich die Erfüllung des verlangenden Eleison aus, womit die ganze heilige Handlung begann.*)

Wie ich die einzelnen Theile der Messe in diesem Zusammenhange kennen lernte, war es mir, als hätte ich eine neue Welt entdeckt. Hier weben symbolische Kräfte, sagte ich mir; hier regt sich der Geist des Herrn in lebensvollem Organismus. So wird die heilige Geschichte Gebet, Gebet Geschichte; und das eben ist der Charakter des wahren Cultus. Hier allein ist auch ächte Kirchenmusik möglich, und die Kunst der Malerei im rechten Dienste. Es gilt die große Realität des Opfertodes Jesu Christi, das weltgestaltende, himmelschaffende Erlösungswerk in allen Formen der Sprache, deren Ausdruck das

---

*) In weiterer Ausführung s. „die Kirche und ihre Gegner" rc. rc. S. 51 ff.

Wort allein nicht erschöpft, in den Moment der Zeit treten zu lassen. In Handlnng, Wort, Ton und Bild zugleich wird die Kirche selbst zum Kunstwerk, und in dieser Objectivität vollkommen sättigend für ihre Bekenner.

Die stille Theilnahme an der Messe weckte in mir allmählich Hunger und Durst nach den Sacramenten, und damit war in meiner Entwicklung zum katholischen Bekenntniß jedenfalls ein bedeutender Fortschritt geschehen. Erst hatte ich zwischen Katholicismus und Protestantismus einen sogenannten höhern Standpunkt einnehmen wollen, und darüber alles Interesse für Sacramente und sacramentalische Handlungen verloren. Dann merkte ich, daß ich bei dieser Halbheit auf dem Wege sey, ein Heuchler zu werden, denn es gehört offenbar die ganze Sophisterei des Hochmuths dazu, sowohl um einen solchen Standpunkt zu behaupten, als auch um ihn zu rechtfertigen. Jetzt aber brannte mir das Herz, wenn ich die Worte hörte: Domine non sum dignus etc., und doch konnte ich noch keinen festen Entschluß fassen. Optas summo repleri bono, sed non potes hoc assequi modo... Consolatio tibi interdum dabitur, sed copiosa satietas non concedetur*): so sprach damals der Herr zu mir, wenn ich mich ohne feste Entscheidung seinen Altären näherte. Es war nämlich in meiner Seele ein Aufruhr ausgebrochen, der erst beschwichtigt werden mußte, ehe ich den Leib des Herrn zu empfangen gewürdigt werden konnte; nur darüber war ich einig mit mir selbst, daß die protestantische Communion für mich ohne Segen sey. „Du hast dich in mancherlei Richtungen

*) De imitat. Chr. L. III. c. XLIX.

versucht, ohne ein sicheres Ziel zu erreichen; hast oft schon gemeint, das Rechte ergriffen zu haben, und dann doch bekennen müssen, daß du im Irrthum warst. Bald war es eine religiöse Idee, bald eine politische Tendenz, bald ein philosophisches System, worin du Befriedigung finden zu können wähntest. Wie? wenn nun deine Neigung zum katholischen Glauben auch nur etwas wäre, was du später als Irrthum verwerfen müßtest"? So sprach ich manchmal zu mir selbst, als ich anfing, an's Convertiren zu denken. Aber eben diese Täuschungen sagte ich mir dagegen, sind ein Beweis, daß du noch etwas finden mußt, wobei stehen zu bleiben ist. Im Irrthum gelebt zu haben, als ob er die Wahrheit wäre, ist verzeihlich, wenn man wirklich die Wahrheit gewollt und gesucht hat. Vielleicht sind alle deine bisherigen Versuche nur krankhafte Entwickelungen nach dem Ziele, das dir jetzt in der Gemeinschaft der Heiligen winkt, daß deine Seele auf ewig gesunde.

Ferner, „fürchtest du dich nicht der Sünde, undankbar zu seyn gegen den Vater, der dich zeugte; gegen die Mutter, die dich liebend unter ihrem Herzen trug; gegen die Freunde, die auf deine Treue bauten? Handelst du nicht wie ein Schwärmer, wenn du die zarten Bande, womit du an einzelne Menschen gebunden bist, gewaltsam durchschneidest"? Dagegen: Es gibt Handlungen, welche für diejenigen, die den Zusammenhang nicht durchschauen, in welchem sie geschehen, nothwendig den Schein des Unsittlichen haben. So die Handlungen, durch welche offenbar wird, daß tausend Verhältnisse, durch die man hindurchgeht, nur dazu dienen mußten, die Kluft auszufüllen, die sich zwischen meinem falschen und meinem wahren Ich aufgethan. Zudem, ich will mich ja von Nie-

manden trennen, der das rechte Herz für mich behält. Was insbesondere meine guten Eltern betrifft, so war ich ihnen als Protestant untreu und undankbar geworden; sie hatten mich im Glauben an Christus, wie das alte Lutherthum ihn bewahrt, erzogen; ich aber hatte mich von vermessenen Philosophen und Politikern um diesen Glauben bringen lassen. Denselben Glauben war ich mir gewiß in der katholischen Kirche wieder zu finden; wie könnte nun mein Eintritt in diese Kirche Undank gegen meinen Vater seyn, dessen Väter ja auch vor Zeiten katholisch gewesen. Endlich, „du siehst jetzt, weil sehnsuchtsvoll aus der Ferne, Alles im schönsten Lichte; anders wird dir vielleicht Manches erscheinen, wenn du das katholische Leben im Detail kennen lernst. Trotz dem Großartigen der katholischen Kirche in ihrer Idee, wie in ihren Institutionen, könnte es ja doch wahr seyn, was die Protestanten zu sagen wissen von tiefer Versunkenheit in das Aeußerliche von todter Werkheiligkeit, von Fesselung des freien Geistes. Gesetzt es wäre so, würde dir der Anblick davon, ohne helfen zu können, nicht am Ende unausstehlich werden? Auf der andern Seite ist's ja möglich, daß über kurz oder lang eine Krisis eintrete, welche für das christliche Leben die wohlthätigsten Folgen nach sich zieht. Gott hat die Glaubensspaltung zugelassen; er wird sie auch zum Besten seines Reiches zu lenken und auszugleichen wissen. Wär's nicht vernünftiger, inmitten derer, an welche du durch Geburt und Lebensverhältnisse gewiesen bist, dahin zu wirken, daß der Wille Gottes in dieser Hinsicht geschehe"? — Was den ersten Theil dieser Einrede betrifft, so erwiderte ich mir: Jede Idee wird in ihrer zeitlichen Erscheinung getrübt,

und zum Theil in's Gemeine herabgezogen. Ist Aeußerlichkeit und geistloses, unfreies Wesen der Charakter der katholischen Kirche, so müßte man sich freilich ihrer schämen, findet aber dergleichen nur statt in Folge von Mißbrauch und Entartung, so hat man keinen Grund, sich von ihr auszuschließen; denn Alles wird mißbraucht, das Heiligste am meisten. Das Zweite anbelangend, daß protestantischerseits ein Wendepunkt zu erwarten sey, der zu befriedigenderen Resultaten führen würde, so hatte ich in diesem Sinne zu wirken gesucht. Ich berufe mich auf das im Jahre 1830 bei Ambrosius Barth in Leipzig erschienene Werk: Bibliothek christlicher Denker ꝛc. ꝛc. Meine Absicht bei Herausgabe dieses Werkes war, den Männern ein Denkmal zu setzen, die als Bekämpfer des modernen Unglaubens in dem positiven Gehalte des Christenthums zugleich die Lichtpunkte für die philosophische Speculation erkannt hatten. Das Manuscript zum zweiten Bande remittirte der Verleger mit dem Bemerken, das Werk fände im protestantischen Deutschland zu wenig Abnehmer, mehr Zug hätte es nach dem katholischen Süden; dort würde ich auch für die Fortsetzung leicht eine Verlagshandlung finden. Dasselbe Resultat ergab sich mir aus den öffentlichen Anzeigen, welche katholischerseits anerkennend und ermunternd, protestantischerseits untheilnehmend, selbst absprechend waren. Dies nahm ich mit Recht als Erfahrungsbeweis, daß ich mit meiner Wirksamkeit mehr der katholischen, als der protestantischen Gemeinschaft angehöre, und wurde so in der Hoffnung, dort in den rechten Zusammenhang mit Gott und der Menschheit zu treten, nicht wenig bestärkt.

Durch Rede und Gegenrede im Innersten meines Wesens ward ich in Kämpfe verwickelt, in denen sich ein verzehrendes Unglücksgefühl meiner bemächtigte, dergestalt, daß ich nichts Tüchtiges mehr thun konnte. Wie ich nun eines Abends ganz mit den Gefühlen eines Excommunicirten durch die Straßen Münchens ging, kam ich, ohne es gesucht zu haben, vor die Frauenkirche. Ich sah die Fenster beleuchtet, und trat ein. Vom Chor — ich weiß heute noch nicht, wie um diese Zeit Musik dort seyn konnte — ertönte eben das Kyrie eleison, an den Altären knieten hie und da einsame Beter; auch ich warf mich vor einem derselben nieder, und rief unter Thränen zu Gott um Erbarmen, um Ruhe für meine geängstigte Seele. Da wurde mir auf unaussprechliche Weise klar, daß für mich nur Heil in der Kirche sey, daß ich auch öffentlich bekennen müsse, was innerlich bereits vollzogen war. Der Altar, an welchem dieß geschah, war, wie ich erst nachher merkte, der dem heiligen Benno geweihte, wo die Reliquien liegen. Ich verharrte noch einige Tage im Gebet und Nachdenken, dann meldete ich mich zur Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche.

„Denn auch deine Heiligen, die jetzt mit dir im Himmelreiche sich freuen, haben im Glauben und in großer Geduld, so lange sie hier lebten, der Zukunft deiner Herrlichkeit geharret. Was sie geglaubt, das glaube ich; was sie gehofft, das hoffe auch ich; wohin sie gelangt, dahin getraue ich mir durch deine Gnade zu kommen.“

Nachfolge Chr. K IV. B. XI.

Zweites Kapitel.

Die Priesterweihe.

Nicht das ist das Merkmal der Kirche, daß sie vernünftig, sondern daß sie heilig und allgemein sey. So wie man anfängt, ihre Lehren und Einrichtungen dem Richterspruche der Vernunft zu unterwerfen, hat man aufgehört ein gläubiger Christ zu seyn; denn glauben heißt vor allem, der Autorität sich unterwerfen und von ihr sich meistern und regieren lassen. Ist aber die Autorität eine gute, so werde ich nicht von ihr unterdrückt, indem ich mich ihr unterwerfe, vielmehr in ihr erhoben, indem sie mit ihrer Kraft in mir wirkt, aus ihrer Fülle sich mir mittheilt. Auf der einen Seite vertrauensvolle Hingabe, auf der andern gnadenreicher Einfluß, und in dieser Wechselbeziehung ein sich gleiches gottmenschliches Leben: das ist der Sinn des rechtfertigenden Glaubens in der katholischen Kirche, deren Autorität zunächst in der Person Christi selbst ruht. Er das Haupt, die Gläubigen die Glieder; beide vereint durch das Band der Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit: so schließt sich Alles zu heiliger Gemeinschaft zusammen, und wie er selbst der Gottmensch ist, so ist auch die Kirche, weil von ihm gestiftet und von seinem Geiste regiert, ein gottmenschliches Werk. Christus wollte eine sichtbare Kirche, sonst hätte er nicht zu Petrus sagen können: auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Ist er doch selbst, obgleich von den Bauleuten verworfen, zum Eckstein geworden; hat er doch selbst in der Nacht des Leidens den Grund dazu gelegt. Christus wollte Organe zur

Fortpflanzung seines Wortes, darum erwählte er sich die Zwölfboten; er wollte Gefäße seiner Gnade, darum setzte er Sacramente ein. Nun hat sich, weil Er es so gewollt, der heilige Bau seiner Kirche erhoben, unerschütterlich fest, dauernd bis an das Ende der Zeiten; und weil Er sich selbst zum Wesen der Kirche gemacht, dergestalt, daß er organisch in ihr fortwirkt, ist sein Leben in ihr zur Energie steter Gegenwart geworden. Ja wie die Messe die unblutige Wiederholung des blutigen Opfertodes Christi ist, so ist die Kirche in ihren heiligen Zeiten die festliche Wiederholung des ganzen Lebens Christi; und das muß sie seyn, wenn Christus fortwährend in den Gläubigen Gestalt gewinnen, wenn Er durch alle Zeiten und Völker hin, durchwirken soll. Damit aber der Gottmensch, mit seinem Leben, mit seinen Thaten, in der Kirche durch alle Geschlechter der Menschen hindurchwirke, mußte auch seine Würde in ihr repräsentativ werden, wie denn alle auf Autorität beruhende Energie besonderer Organe bedarf, die als Träger der Macht des Autors, ihn repräsentiren. Die repräsentativ gewordene Würde Christi in der Kirche ist das Priesterthum.

Der Mensch ist eigentlich von Anfang an Priester: Priester der Natur, als welcher er von Gott eingesetzt war in die ursprünglich gute Schöpfung. Unter sich die niedere Ordnung der Dinge, über sich die höhere, wie sie den Thron der Majestät unmittelbar umschließt, sollte er zwischen beiden in die Mitte gestellt, die untere beherrschen, indem er sich der höhern unterwarf; die untere mit der höhern vermitteln, indem er jener das ungetrübte Ebenbild zuwendete, und sie im magischen Kreise seines heiligen Willens bannte und geheimnißvoll ihren Man-

gel ergänzte. Um sich in dieser seiner Stellung mit Freiheit zu entscheiden, ward die Versuchung durch den gefallenen Geist von Gott zugelassen; und hätte er sich nach Gottes Willen entschieden, so wäre er in sein Priesteramt definitiv eingesetzt worden, und die ursprüngliche Ordnung der Dinge für immer gesichert gewesen. Er entschied sich anders, und damit kehrten sich alle Verhältnisse um. Statt zu segnen, hatte er den Fluch gebracht; statt selbst Priester zu seyn, bedurfte nun der Gefallene eines Priesters. Das verloren gegangene Priesteramt übernahm, als die Zeit erfüllt war, Christus, „der andere Adam.“ Gott und Mensch in einer Person, brachte er, als Hoherpriester seinem himmlischen Vater das Opfer der Gerechtigkeit, und den Menschen Erlösung von dem alten Fluche. Es war aber nicht die Absicht der Erlösung, und konnte es nicht seyn, daß die Menschheit wie im Nu hinübergerückt werde in den Stand der Rechtfertigung. Wie die Menschwerdung Gottes ein Eingehen in den Organismus des Geschlechts der Menschen war, so kann sich auch die Göttlichwerdung der Menschheit, als Transformirung in das Göttliche, nur auf organischem Wege vollenden. Wohl war das Erlösungswerk mit dem Opfertode Christi, in seiner Allgemeinheit vollendet; aber es soll nun auch an jedem Einzelnen vollzogen werden. Wie ist dies möglich? Offenbar nur dadurch, daß Christus seine priesterliche Würde repräsentativ machte in seiner Kirche, d. h. durch Ausscheidung eines besondern Priesterstandes aus der unpriesterlich gewordenen Masse der Menschheit. Hierin liegt der Begriff der apostolischen Sendung. „Wie mich mein Vater gesendet hat, so sende ich euch“ (Joh. 20, 21),

so sprach Er zu seinen Jüngern, und „wer euch höret, der höret mich." (Luk. 10, 16). Er sandte sie wie die Sonne ihre Strahlen, und die Völker harrten des Evangeliums, wie die Auen des Morgenlichtes. Damit er aber in Allem sein Haus wohl bestellte, gab er dem Felsenmanne, auf den er seine Kirche bauen wollte, die volle Schlüsselgewalt. „Ich will dir geben die Schlüssel des Himmelreichs. Was du bindest, was du lösest auf Erden, soll gleichermassen gebunden oder gelöset seyn im Himmel." (Matth. 16, 18. 19): so sprach Er, dem alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, zu Petrus, dem feurigen Bekenner seiner Gottheit. Und damit ist ausgesprochen, daß die Kirche kein Gemeinplatz seyn soll, wo sich jeder nach seinem Gelüste tummeln dürfte. „Dir übertrage ich das Haushalteramt, daß du zuschließest und aufschließest, oder daß du die Kinder und Genossen dieses Hauses mir erzieheſt durch göttliche Zucht und Pflege, auf daß ich sie aus dem sichtbaren Hause hienieden aufnehmen möge in die ewigen Hütten"; dies ist der Sinn jener Uebergabe. Nachdem er so den Bau geordnet und das Hauswesen besorgt hatte, senkte er sich selbst zum Grund- und Eckstein ein; auf ihn wuchs dann der ganze Bau aus lebendigen Steinen zu einem Tempel in dem Herrn. Denn „Christus liebte die Kirche, und gab sich hin für sie, um sie zu heiligen, und durch das Wasserbad im Worte des Lebens zu reinigen, auf daß er sie sich selbst als eine herrliche Kirche darstellte, die weder Flecken noch Runzeln hat." (Eph. 5, 25—27).

So war der Grund gelegt, ausser welchem sich keiner legen läßt; so der Bau gesichert, der sich aus dem unscheinbarsten Anfang zum Himmel erhob. Im Priester-

thum setzt Christus als Menschensohn seine Würde fort. Was gehört dazu, um ein Träger solcher Würde zu werden? Offenbar vor Allem die Gnade der Erwählung von Seiten Gottes, sodann ungetheilte Einwilligung in diese Gnade, und Wirken mit ihr, von Seiten des Menschen.

Als der heilige Bernhard eine Braut Christi unterrichtete, gebrauchte er unter Anderm die Wendung: nisi enim prius quaesita non quaereres, sicut non eligeres nisi electa. Denn der Heilige wußte es wohl, daß wir, um Gottes Werk zu betreiben, nichts vermögen, wenn uns Gott nicht mit seiner Gnade zuvorkommt. So wenig wir Gott zu lieben im Stande wären, hätte er uns nicht zuvor geliebt; so wenig wir ihn zu erkennen vermöchten, wären wir nicht von ihm erkannt: eben so wenig können wir auf Gott wohlgefällige Weise seinen Dienst wählen, ohne daß wir von ihm erwählt sind. Wer aber wählet ohne Erwählung, der ist ein Dieb und Mörder; denn er stiehlt sich in das Heiligthum ein, um es zu mißbrauchen, obwohl es trotz diesem Mißbrauche immer das bleibt, was es wesentlich ist. Als Moses dem Volke Gottes zurief: „Gedenke daran und vergiß es nicht: den Herrn hast du heute erwählet, daß er dein Gott seyn soll"; da setzte er auch als ergänzendes Glied hinzu: „Und der Herr hat dich heute auserwählet, daß du ihm ein besonderes Volk seyn sollst." (5. Mos. 26). Und der Heiden-Apostel sagt: „Er hat uns erwählet, daß wir vor seinem Angesichte heilig und unbefleckt seyn sollen." (Eph. 1, 4). Endlich, so oft der Priester mit dem Psalmisten betet: „Der Herr ist mein Erbtheil" (Ps. 15, 5), bekennt er, daß er, was er ist, von Gottes Gnaden ist; denn erben

kann ich nur, was sich mir ohne mein Verdienst zum Eigenthume darbietet.

Also die Gnade der Erwählung gehört vor Allem dazu, um ein priesterlicher Würdenträger des Menschensohnes zu seyn. Diese aber wie kündigt sie sich an? Als Gnade der Absonderung, antworte ich im biblischen Sprachgebrauch, d. h. als Ausscheidung aus der allgemeinen Masse. „Sondert mir den Barnabas und Saulus ab, zu dem Werke, dazu ich sie berufen habe," sprach der heilige Geist zu den Dienern des Herrn in der Gemeinde zu Antiochien. Da fasteten sie und beteten, und legten die Hände auf sie, und entließen sie, das Wort Gottes zu verkündigen." (Apostelgesch. 13, 2). Der Apostel Paulus nennt sich mehrmals einen „Abgesonderten", und setzt im Briefe an die Galater (1, 15) diesen Ausdruck gleich dem: „berufen durch seine Gnade." Wird doch Christus selbst, und zwar ausdrücklich als Hoherpriester, im Briefe an die Hebr. (7, 26) „abgesondert von den Sündern genannt." War nun Christus dieses vermöge seiner Gottheit, so kann es der Priester, als sein Diener, nur durch sacramentale Weihe seyn. Ein Geweihter also ist der Abgesonderte: das bezeichnet die positive Seite im Begriff der Erwählung. Der Geweihte ist mit kirchlicher Vollmacht bekleidet, und begabt mit der Gnade, die dazu gehört, Kraft dieser Vollmacht zur Ehre des Namens Christi zu wirken. Was also auf der einen Seite Ausscheidung ist, das ist auf der andern Einsetzung: Einsetzung in eine Macht, die Niemand von Natur hat; in eine Würde, deren Träger nur der seyn kann, dem sie rechtmäßig verliehen worden. Durch die Priesterweihe werde ich von der Welt geschieden, um desto kräftiger

auf sie zu wirken. Was mich scheidet, das ist die Nothwendigkeit, die in dem Wort des Herrn liegt: Folge mir nach! Was mich einet, das ist das Wort: Nehmet hin den heiligen Geist! Ein Wort, das mit derselben Nothwendigkeit gesprochen wird, wie jenes: Das ist Mein Leib. Als Priester bin ich der Geweihte, der das Wort auf der Stirne trägt: Heilig dem Herrn (2 Mos. 28, 36); ein Vermählter bin ich, dessen Ehe im Himmel ist. Zwar soll das jeder Gläubige nach der ihm verliehenen Gnade seyn; aber eben damit die Verklärung in das Bild unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi Jedem dargeboten und möglich gemacht werde, bedarf es für seinen Dienst ausgeschiedener Organe, die zwischen ihm und den Menschen das sind, was er zwischen der Menschheit und dem Vater ist. „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch."

So ist der Priester, wie Einer spricht, der es erfahren, was es heiße Priester seyn, gleichsam ein doppeltes Wesen; einmal ist er ein Mensch, wie alle übrigen, mit den gleichen Bedürfnissen und Neigungen behaftet, auf der andern Seite aber ist er, vermöge der Weihung und des empfangenen heiligen Geistes Eine Person mit Christus — sein Mund ist Christi Mund geworden und verkündigt Christi, d. h. Gottes Wort; seine Handlung ist Christi Handlung geworden: er opfert Christum und sich und alle Gläubigen auf dem Vater im Himmel; er spricht und handelt wahrhaft als Christus. „Das ist mein Leib," spricht er, „das ist mein Blut;" und „ich sage dich los von deinen Sünden;" Worte, die er nimmermehr sprechen dürfte, spräche er sie nicht als Worte Christi. Durchdrungen von der Würde, die somit dem Priester zu Theil geworden, sagt Chrysostomus: Sacerdotes Christi Vi-

carii sunt, et qui honorat Sacerdotem Christi, honorat Christum, et qui injurat Christi Sacerdotem injuriat Christum cujus est Vicarius et Sacerdos. Die Priester sind Christi Stellvertreter, und wer den Priester Christi ehrt, ehrt Christum, und wer Christi Priester beleidigt, beleidigt Christum, dessen Stellvertreter und Priester er ist.

Die Forderungen aber, die sich daraus für den Priester ergeben, spricht ein Anderer aus in den Worten: Accedat Sacerdos ad altaris tribunal ut Christus, assistat ut angelus, ministret ut sanctus, offerat vota populorum ut pontifex, interpellet pro pace ut mediator, pro se autem exoret ut homo. Und Bourdaloue commentirt diese Stelle ganz richtig, wenn er sagt: Der Priester trete zum Altare wie ein Christus — vermöge der ihm verliehenen Macht und Würde; er stehe an demselben wie ein Engel — vermöge der Ehrerbietung, womit er die Befehle seines Herrn ausrichtet; er diene daran wie ein Heiliger — vermöge der Reinigkeit seines Lebens; er opfere allda das Gebet des Volkes als ein Hoherpriester — vermöge seiner für das Heil der Gläubigen glühenden Liebe; er trete da für den Frieden ein als ein Mittler — vermöge seines Eifers für die Ehre Gottes; für sich aber flehe er als ein Mensch, der nicht würdig ist, daß der Herr zu ihm kömmt, und mit seiner Würde ihn bekleidet.

Man sieht, das Verhältniß des Priesters zu Christus und dem gläubigen Volke ist, nach dem Urtheile von Sachverständigen, unter die Kategorien des Gebens und Nehmens gestellt. Der Priester bringt Gott dem Allerhöchsten das ihm angenehme Opfer der Versöhnung dar,

und damit die Gebete und frommen Wünsche der Gläubigen Gemeinde; er empfängt dafür den Segen, den Gott an den großen Act der Versöhnung geknüpft hat, und theilt diesen der Gemeinde mit. Dieses Nehmen und Geben ist nicht an den moralischen Werth des celebrirenden Priesters geknüpft; der heilige Geist wirkt auch durch unreine hindurch; aber wer, wenn ihm das Heil seiner Seele am Herzen liegt, möchte mit unreinen Händen den allerreinsten Fronleichnam erheben, und mit beschwertem Gewissen die geweihte Hand ausstrecken zum Segnen? Der Priester soll nicht blos thun, was die Kirche durch ihn thun will; er soll auch wollen, was die Kirche will; und sie will jedenfalls priesterliche Gerechtigkeit. Worin besteht diese? Antwort: in der Nachfolge Christi. Qui mihi ministrat, me sequarur, sagt Er selbst mit klaren Worten. Die priesterliche Nachfolge Christi unterscheidet sich aber von der allgemeinen, von jedem Gläubigen geforderten, eben dadurch, daß der Priester die Tugenden der Nachfolge Christi in der Bedeutung und Würde des Priesterthums faßt. Wenn z. B. der Apostel von den Gläubigen überhaupt fordert, diese Welt zu gebrauchen als gebrauchte man sie nicht, so ist dieses für den Priester in einem noch engeren Sinne gesagt: er lebt, wie sein Herr und Meister selbst, im Cölibat; seine Habe gehört den Armen, seine Sorge ist, Allen Alles zu werden, um Alle Christo zuzuführen. Wo nun ein Priester im Sinne der Kirche | Christi Würde repräsentirt und Christi Stelle vertritt, da werden Haupt und Glieder magisch vereinigt; der Bau des mystischen Leibes Christi findet Pflege, und die Kräfte des Himmels schlagen ein in das machtlos gewordene Leben.

Solche Gedanken bewegten meine Seele, als ich nach meiner Conversion den Entschluß faßte Priester zu werden. Welch ein Abstand zwischen meiner Erziehung und diesem Entschluß! Bei aller Pietät, die im elterlichen Hause herrschte, war doch von dem katholischen Priesterthum nie anders als von einer Ausgeburt der Finsterniß die Rede gewesen; vom Papste zumal hatte ich alle Vorurtheile des unpriesterlichen Lutherthums eingesogen. Alljährlich, am sogenannten Reformationsfeste, theilte ich die allgemeine Entrüstung über die Gräuel der Verwüstung durch das apokalyptische Thier und pries das Glück, daß die Scholle Erde, auf welcher die Kirche meines Geburtsortes stand, im Lande evangelischer Freiheit liege. Man hatte von dieser Freiheit einen ganz negativen Begriff. Daß der Papst hier nichts vermöge: das war im Grunde die ganze Freude dieses Festes. Aber während man sich dieser Freude überließ, wurde im ganzen Lande von aufgeklärten Pastoren der Glaube an die Gottheit Christi, dessen Schirmherr der Papst ist, untergraben, und das Schmähen auf seinen Stellvertreter rächte sich dadurch, daß man Christum selbst als den, der er war und seyn wollte, mehr und mehr verlor. Jetzt, da ich nach gnadenreicher Führung, die Idee des Priesterthums erkannt hatte, und selbst Priester zu werden entschlossen war, betete ich mit dem Psalmisten: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, du Herr der Heerschaaren! Es sehnet sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn. Mein Geist und mein Herz frohlocken in dem lebendigen Gott. Denn der Sperling findet sein Haus und die Turteltaube ihr Nest, darein sie ihre Jungen legt; ich deine Altäre, Herr der Heerschaaren, mein

König und Gott." (Ps. 83). Ich hatte nichts meinen Entschluß zu rechtfertigen, als ein Herz voll Sehnsucht, voll Verlangen zu wirken. Dieses brachte ich dem Herrn dar, hoffend, er werde gnädig sein Antlitz über mich leuchten lassen, und mit seiner Gnade meiner Schwachheit aufhelfen. Nicht vergeblich habe ich auf ihn gehofft. Es war am zweiten Sonntage des Augusts 1834, am Reliquienfeste, als ich die Priesterweihe empfing. Das Evangelium des Festes führte mir die Bergpredigt, und damit die s. g. acht Seligkeiten zu Gemüthe. "Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig, die da trauern, denn sie sollen getröstet werden. Selig, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden. Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen. Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und alles Ueble wider euch reden, so sie daran lügen. Seyd fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel Alles wohl belohnt werden." (Matth. 5). Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, daß mir in der entscheidendsten Stunde meines Lebens gerade dieses Evangelium verkündigt wurde. Nach Seligkeit hatte mein Herz verlangt, seitdem es fühlen und ahnden konnte; jetzt, wo ich eintrat in die Reihe der Geweihten, deren Beruf es ist, zu bessern, zu retten, zu beseligen, denen eben darum selbst die Quelle der Beseligung nie versiegen sollte:

jetzt hörte ich den Herrn vom Berge der Segnung herab diejenigen selig preisen, die in den Augen der Welt gering und verachtet sind. Ich war im Geiste unter denen, die dort zu des Meisters Füßen saßen, und dachte zurück an Sinai, den Berg der Gesetzgebung. Dort erschien der Herr unter Rauch und Hochgewitter als der eifrige Gott, der die Missethat der Väter an den Kindern heimsuchen will; hier, auf dem Berge der Segnung und Seligsprechung athmet jedes Wort Liebe und Erbarmen. Dort auf Sinai, war dem Volke verwehret hinaufzusteigen in die Nähe der Majestät; hier, wo der göttliche Meister im Kreise der Jünger predigte, hörte alles Volk Gottes Wort aus menschlichem Munde. Hier ist Gott nicht mehr der majestätisch strenge, eifernde Gesetzgeber, er ist der Heiland und Friedensfürst, dessen Blick zu den Niedrigen gewendet ist, sie zu beseligen, zu erhöhen. Darum hob sich über den Worten, die der Herr auf dem Berge gesprochen, mein Geist empor zur höchsten Höhe, zu jenem himmlischen Sion, wo Er in seiner Glorie die Armen im Geiste, die Sanftmüthigen, die Friedfertigen, die Herzensreinen, mit einem Wort, die Gerechten zu einer Kirche versammelt, deren Erbtheil Er selbst ist als Spender der Seligkeit. Die Gemeinschaft der Heiligen, die Herrlichkeit der triumphirenden Kirche: das ist der Begriff der mir in seinem ganzen Umfange erst in der katholischen Kirche klar geworden, und jetzt meine Priesterweihe mit himmlischem Glanze umgab. Die Bergpredigt enthält die Regel der christlichen Gerechtigkeit, und wo diese befolgt wird, da ist die Verbindung der streitenden Kirche mit der triumphirenden lebendig vermittelt. Diese Vermittlung ist das Amt der Priester. Darum weidete

sich mit Recht mein Blick an den Höhen der Stadt Gottes, in die nichts Unreines eingehen wird, deren Tempel der lebendige Gott ist.

Ich sagte, die Bergpredigt enthält die Regel, den Canon der christlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit. Um heilig zu leben, ist nämlich die erste Anforderung die, daß man sich demüthige vor Dem, der allein groß und erhaben ist, und im Bewußtseyn eigener Niedrigkeit sich alles eigenen Willens begebe, um ganz in Gott zu leben. „Selig sind die Armen im Geist.“ Die demüthige Selbsterkenntniß, die Ueberwindung alles Eigenwillens macht sanft und weich, zart und innig, und führt zu jenem gelassenen Wesen, das durch nichts mehr getrübt werden kann, als durch die Sünde; dessen Einfalt und Unschuld mit heiliger Magie auf Andere wirkt, in Andern mächtig und herrschend wird. „Selig sind die Sanftmüthigen.“ Es gibt eine Traurigkeit, die zum Leben hilft. Dies ist das tiefe Leid über unser verschuldetes Unvermögen, unsre Nichtswürdigkeit vor dem Allheiligen, Allgerechten; es ist zugleich das Verlangen, durch Buße mitzuwirken zur Versöhnung, und jetzt mit Thränen zu säen, um einst in Freuden zu ernten. „Selig sind die Leidtragenden.“ Die ganze Welt mit ihren Schätzen, ihren Reitzen: was ist sie gegen ein Tröpflein aus der Quelle des göttlichen Trostes? Die Welt vergeht mit ihrer Lust, der Gerechten Seelen aber ruhen in Gottes Hand. „Selig darum, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit.“ Die Erbarmungen des Herrn sind hienieden der Gerechten steter Lobgesang, und Barmherzigkeit zu finden ist die Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt. Darum üben sie auch Barmherzigkeit

an den Brüdern und sammeln wohlthuend und segnend sich Schätze, an denen kein Rost nagt, und nach denen die Diebe nicht graben. „Selig sind die Barmherzigen.“ Der Schatz, den die Gerechten in irdenen Gefäßen tragen, ist die Gnade Gottes im reinen Herzen. Wie Gott solch ein Herz mit seinen Heimsuchungen erfreut, so wird, wer es ihm treu bewahrt, zum Schauen seiner Herrlichkeit gelangen. „Selig, die reines Herzens sind.“ Die Welt ist voll Unruhe, und gibt keinen Frieden; Alles in ihr ist eitel, und im Haschen und Jagen nach eitlen Dingen ist Einer wider den Andern. Wo aber die Seele in Gott ihre Ruhe gefunden, da thauet Gnade vom Himmel nieder, da sproßt Gerechtigkeit aus der Erde hervor; es ist, als wollte sich unter den Fußtritten eines Heiligen die Welt verklären. „Selig sind die Friedfertigen.“ Was ist das Loos der Heiligen hienieden? Wie lohnet die Welt den Gerechten? Haß und Verfolgung, Schmach und Verachtung wird ihnen reichlich zugemessen, aber den im Schmelzofen der Trübsal Geläuterten winkt die Krone der Gerechtigkeit. „Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden!“ Selig, die von der giftigen Zunge des Lügengeistes sich nicht irren lassen; es kommt die Zeit, da die Wahrheit triumphirt, und die verfolgten Gerechten frohlocken werden!

Wer erkennt es nicht, daß Christus in den acht Seligkeiten den Canon aller Heiligkeit aufgestellt hat? Das Leben der Heiligen ist nichts, als die Ausführung der so gegebenen Regel, und die Erfüllung der so von Christus ausgesprochenen Verheißungen. Von diesem Gedanken ergriffen, blickte ich hin auf die Apostel, die der Herr wie Schafe mitten unter reißende Wölfe sandte; ich ver-

setzte mich unter das Heer der Blutzeugen, die den Beweis geführt, was der vermag, der aus der Quelle des Heils getrunken; ich vergegenwärtigte mir die Schaar der Frauen und Jungfrauen, die den Liebesbund, den sie mit ihrem Herrn und Heiland geschlossen, um den Preis von tausend Welten nicht gebrochen hätten, und glaubte zu verstehen, was der Apostel zu den Gläubigen spricht: „Ihr seyd nicht hinzugetreten zu einem Berge, den man anrühren kann, nicht zu einem verzehrenden Feuer, Sturm, Dunkel und Hochgewitter. Ihr seyd hinzugetreten zum Berge Sion, zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem Heere vieler tausend Engel und der Kirche der Erstgebornen, deren Namen im Himmel aufgezeichnet sind, zu Gott dem Richter über Alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten, so wie zu Jesus dem Mittler des neuen Testaments und der Besprengung mit seinem Blute, welches besser redet, denn Abels Blut.“ Ich begriff, daß dieses apostolische Wort besonders denen gelte, die den Zusammenhang der streitenden Kirche mit der triumphirenden fortwährend zu vermitteln haben, und erkannte, daß das Priesterthum ein Amt der Liebe sey: der Liebe, die der Apostel das Band der Vollkommenheit nennt. Jener Liebe, womit Christus die Seinen liebte bis in den Tod, verdanken wir die Einsetzung des Priesterthums; in dieser Liebe soll es auch kraft der Weihe übernommen und verwaltet werden. In solcher Uebernahme, solcher Verwaltung dem göttlichen Hohenpriester willig das Opfer des Gehorsams bringen, heißt Christi Würde zu Lehen tragen. Heil Jedem, der dabei beharrt, bis an's Ende! Heil auch mir, daß in meine Hände das Geheimniß gelegt ward, durch welches Er mitten durch

die Zeiten hindurchwirkt, bis einst, beim Schall der letzten Posaunen das Alte vergeht und Alles neu wird, da dann Gott Alles in Allem seyn wird.

Drittes Kapitel.

Studien, niedergelegt in Tagebüchern.

Die Sitte mich in Tagebüchern über meine Zustände und Erfahrungen zu verbreiten, habe ich, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, bis zum Eintritt in die katholische Kirche fortgeführt. Diese Art stiller Thätigkeit war mir Bedürfniß, so lange ich in den höchsten Beziehungen unbefriedigt blieb, und mich einsam fühlte in der Welt. Der Katholik hat so subjective Bedürfnisse nicht, und dem Priester zumal ist das Brevier sein Tagebuch. Seitdem ich dieses bete, kommt es mir nie in den Sinn, von mir selbst zu schreiben; doch kann ich mich entschliessen, von dem, was ich in einer frühern Periode für mich geschrieben, Einiges mitzutheilen, was entweder zur Ergänzung meiner fragmentarischen Bekenntnisse dienen, oder auch neue Parthien im Gebiete meiner Lebensentwicklung beleuchten dürfte. Ich gehe zurück bis auf das Jahr 1828, wo ich in der Nähe von München eine anmuthige Sommerwohnung bezogen hatte.

N..... im Juny 1829.

Seitdem ich mich aus der Zerstreuung des städtischen Lebens in ländliche Stille gerettet, ist meine Thätigkeit so ruhig wie die tiefste Ruhe, und meine Ruhe so thätig wie die höchste Thätigkeit. Oft habe ich stundenlang weiter nichts gethan, als hinausgeschaut in das

Wogen des Stromes, der unter meinen Fenstern dahinrauscht, oder in die grünen Wipfel des Gartens, der jenseits des Stromes seine Kronen ausbreitet, dann über die prächtige Stadt hin, die mit Doppelthürmen in den Himmel greift, nach den glänzenden Bergen hinaus, die im Halbkreis den Horizont begrenzen; und doch ist mein Geist in diesen Stunden vielleicht schaffender gewesen, als wenn ich ein Kunstwerk arbeitete. Ich habe da freilich nur in Anschauung gelebt; aber wo ist denn Seligkeit, wenn nicht in der Anschauung?

Auf meinem Arbeitstische -- welch eine bunte Bücherwelt! Philosophen und Theosophen, Rationalisten und Supranaturalisten; Protestanten und Katholiken: alle diese wunderlichen Heiligen liegen chaotisch durcheinander, und verklagen sich gegenseitig vor der höchsten Instanz. Und ich? ich sitze unter ihnen wie ein Friedensrichter, höre sie mit der Miene des Gleichmuths, und spreche jedem sein Urtheil.

Am anziehendsten sind mir gegenwärtig jene christlichen Denker, welche im achtzehnten Jahrhundert in Opposition traten gegen die seichte Aufklärung, welche, wie Fichte sagt, die Ungezähmtheit des leeren Denkens als Denkfreiheit zu preisen pflegte. Am höchsten unter ihnen steht mir auf protestantischer Seite Johann Georg Hamann, der Magus im Norden. Wie ein fernes Gestirn mit unergründlichen Lichtballen und Nebelflecken leuchtet er in der Nacht des modernen Heidenthums. Ich will ihn nicht blos studieren, er soll mir ein Wegweiser seyn in der Wüste der Aufklärung.

Hamann hatte nicht die Eitelkeit Schriftsteller und

Kunstrichter seyn zu wollen; was er sagt, ist ihm abgedrungen, ist Nothgedanke: er schrieb eigentlich nur Gelegenheitsschriften; am zugänglichsten ist er in seinen Briefen. Seine Worte sind nicht zum Schmecken, sondern zum Schlucken zugerichtet: bittere Arznei für eine kranke Zeit. Die Magie seiner Rede ist die eines Todtenerweckers; kein Wunder, daß er nicht verstanden wurde. In der Einleitung zu den „Kreuzzügen eines Philologen" sagt er: „Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden durch den Geschmack an den Kräften einer bessern Nachwelt. Glücklich ist der Autor, welcher sagen darf: wenn ich schwach bin, so bin ich stark! aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, deren die Welt nicht werth war." — Geschmack an den Kräften einer bessern Welt: dies Kennzeichen wahrhaft grosser Geister finde ich bei wenigen so bestimmt ausgeprägt, wie bei diesem Magus.

Große Persönlichkeiten sind unergründlich wie die Natur. Wer solche zu schildern unternimmt, muß wie der Erdbeschreiber in mancherlei Reichen bewandert seyn, durch mancherlei Gebiete, nahe und entfernte, mit Umsicht führen; aber er hat seine Aufgabe nicht verfehlt, wenn er, durch alle Stufen des Erklärbaren hindurch, zuletzt die Unergründlichkeit fühlbar macht. Ein orientalischer Dichter fragt, nachdem er das menschliche Herz einen Raum der Welten, voll tausend Träume, genannt:

Wie kommen Lebensworte, die durch den Himmel geh'n,
Zu ruh'n in engen Räumen des Herzensschreines nur?

Die Frage ist ihm ganz gleich der andern:

Wie bergen Sonnenstrahlen, um heller aufzublüh'n
Sich in die spröden Hüllen des Edelsteines nur?

Das eben ist es, was uns in der Schilderung einer großen Persönlichkeit klar vor die Seele geführt werden soll, daß die Welt mit ihren Wundern des Geistes und der Natur in des Menschen Herz gelegt ward, um Ausdruck zu gewinnen, um zur Sprache zu kommen. Dies läßt sich besonders an jenen divinatorischen Charakteren nachweisen, die im Wendepunkt eines Zeitalters zu Propheten auf die Zukunft werden; und ich will es nachweisen an Johann Georg Hamann: ich will sein Leben schreiben, und sein Wirken würdigen. Da ich aber um ihn her noch viele Andere finde, die sich mitten in einer frivolen Zeit nicht schämten des Evangeliums, weil sie erfahren hatten, welch eine Kraft Gottes es ist, so will ich überhaupt den Männern ein Denkmal setzen, die als Bekämpfer des modernen Unglaubens zu denen gehören, deren Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, deren die Welt nicht werth war. Ich will meinen Charakteristiken eine Anthologie aus den Schriften der Geschilderten beigeben, und daher mein Werk nennen: Bibliothek christlicher Denker. So Gott will, soll es nichts Gemeines, nicht Schlechtes werden, ob ich mir gleich nicht verhehle, daß mit einem Unternehmen der Art nicht sonderlich viel Glück zu machen ist in dieser Zeit, wo das Genie der Lüge gilt. Hat mir aber Gott gegeben, daß ich gram bin „dem tollen Pöbel zu Sichem,“ *) so freue sich nun auch mein Herz, „wie

---

*) Sirach 50, 28.

wenn die Trauben reifen", *) und thue sich gütlich mit der Frucht der Weisheit, die voll heilender Kräfte ist, und die ich eben darum auch meinen Zeitgenossen zu schmecken geben möchte. "Ihr Männer dieses Aeons! seyd keine alten Weiber, sondern werdet wie die Kinder. Durch diese Wiedergeburt der reinen Vernunft sind Gesetz und Propheten erfüllt. Feurige Kohlen aber auf euer Haupt, ihr Verächter der euch anvertrauten Geheimnisse der Majestät und Menschheit! Klatschende Cimbeln religiöser und moralischer Leere! ihr leidigen Aerzte mit dem Wasserglase, statt des herrlichen Kelchs — mit dem Stein der Weisen, statt des lebendigen Brods — mit der Schlange, statt des Fisches — mit dem Scorpion, statt des mystischen Eys! Mit Stroh geht ihr schwanger, Stoppeln gebärt ihr, Feuer wird euch mit eurem Muthe verzehren!" —

Den 25. Juni.

Mit Hamann's sokratischen Denkwürdigkeiten in der Hand saß ich diesen Nachmittag auf der steinernen Stufe vor meiner Villa, als unerwartet der Director von C**** mit einigen seiner Schüler bei mir Platz nahm. Wir sprachen, veranlaßt durch meine Lectüre, über Sokrates, und zwar zuletzt ausschließlich über den Kopf des Sokrates. Einer von den Schülern des Directors hatte nämlich bemerkt, wie sehr man sich in Sokrates getäuscht sehen müßte, wollte man ihn nach seiner Büste beurtheilen, und hatte die Frage gestellt: wie paßt zu dessen hohem Geiste das Affenartige in seiner Physiognomie? — Wie? Affenartiges am Kopfe des Sokrates? fragte

*) Sirach 51, 20.

dagegen C**** entrüstet. Es ist wahr, setzte er hinzu, Sokrates hatte kein Künstlergesicht, aber er war auch kein Künstler, und daran hat er Recht gethan, daß er seine Grazien nicht vollendete. An welchem Kopf aber finden Sie eine so erhabene Denkerstirne, wie an dem des Sokrates? Ich möchte sie den Chimborasso aller Stirnen nennen; und was Sie Affenartiges in den Zügen finden, ist nur der Ausdruck eines Faungesichts, das gar wohl zum ganzen Sokrates paßt. Dazu kommt, das das Auge am Steine todt ist, und daß der Mund, der bei ihm gewiß schön war, vom Barte bedeckt wird. — Denken Sie sich unter seiner Chimborasso-Stirn ein großes geistreiches Auge und einen Mund, der Beredsamkeit verräth: dann erst haben Sie das Bild des Sokrates.

Wenn ich eine Gallerie der merkwürdigsten Köpfe sähe, sagte ein Anderer, ich würde doch am längsten bei dem Kopfe des Sokrates verweilen; denn obwohl allen Regeln der Schönheit widersprechend, hat er etwas so Imponirendes, so zum Studium Aufforderndes, wie nicht leicht ein anderer.

Es ist, setzte ich hinzu, als läge der Wendepunkt eines ganzen Zeitalters in diesem Kopfe, und als wäre eben darum an ihm Alles gewaltsam und gegen die Regel, gleichsam dämonisch herausgetreten, und wiederholte still bei mir die Worte: „die Denkerstirne des Sokrates — der Chimborasso aller Stirnen.“

Als ich wieder allein war, ging ich noch in der Abendkühle unter den Linden meiner Villa auf und nieder, mit dem Bilde des Sokrates beschäftigt. Wie muß

dieser dämonische Mann mit der Chimborasso-Stirn imponirt haben, dachte ich, als er, da die Wolken des Aristophanes aufgeführt wurden, seine Stellung so nahm, daß er von Jedermann gesehen werden konnte; wie ferner, als er vor seinen Richtern stand, nicht wie ein armer Sünder, sondern mit der Miene eines Feldherrn. Und wie menschlich nahe rückt uns wieder dieser Hochgestirnte, wenn er mit dem Phädrus im heißen Sommer den kühlenden Ilyssus hinaufwatet bis zu dem hohen Platanus, wo weiches Gras und Schatten einlud, sich hinzulagern zum traulichen Gespräch; oder wenn er hochfahrende Jünglinge mit der gutmüthigsten Ironie in ihrem eigenen Unsinn verstrickt, daß sie beschämt nach Hause gehen.

Der Himmel trübte sich; vom Gebirge her zuckte ein dunkles Wetterleuchten. Ich ging auf mein Zimmer und las in Hamann's sokratischen Denkwürdigkeiten weiter:

„Sokrates soll drei Feldzüge mitgemacht haben. In dem ersten hatte ihm sein Alcibiades die Erhaltung des Lebens und der Waffen zu danken, dem er auch den Preis der Tapferkeit, welcher ihm selbst zukam, überließ. Im zweiten wich er wie ein Parther, fiel seine Verfolger mitten im Weichen an, theilte mehr Furcht aus als ihm eingejagt wurde und trug seinen Freund Xenophon, der vom Pferde gefallen war, aus der Gefahr des Schlachtfeldes. Er entging der großen Niederlage des dritten Feldzuges eben so glücklich wie der Pest, die zu seiner Zeit Athen zweimal heimsuchte.“

„Die Ehrfurcht gegen das Wort in seinem Herzen, auf dessen Laut er immer aufmerksam war, entschuldigte ihn, Staatsversammlungen beizuwohnen. Als er lange

genug glaubte gelebt zu haben, bot er sich selbst zu einer Stelle im Rath an, worin er als Mitglied, Aeltermann und Oberhaupt gesessen, und wo er sich mit seiner Ungeschicklichkeit in Sammlung der Stimmen und andern Gebräuchen lächerlich, auch mit seinem Eigensinn, den er dem ungerechten Verfahren in einer Sache entgegen setzen mußte, als ein Aufrührer verdächtig gemacht haben soll."

„Sokrates wurde aber kein Autor, und hierin handelte er einstimmig mit sich selbst. Wie der Held der Schlacht bei Marathon keine Kinder nöthig hatte, so wenig brauchte Sokrates Schriften zu seinem Gedächtniß. Seine Philosophie schickte sich für jeden Ort und zu jedem Fall. Der Markt, das Feld, ein Gastmahl, das Gefängniß waren seine Schulen, und das erste das beste Quodlibet des menschlichen Lebens und Umganges diente ihm den Samen der Wahrheit auszustreuen. So wenig Schulfuchserei er in seiner Lebensart beschuldigt wird, und so gut er auch die Kunst verstand, die besten Gesellschaften selbst von jungen rohen Leuten zu unterhalten, erzählt man gleichwohl von ihm, daß er ganze Tage und Nächte unbeweglich gestanden und einer seiner Bildsäulen ähnlicher als sich selbst gewesen. Seine Bücher würden also vielleicht wie diese seine Soliloquien und Selbstgespräche ausgesehen haben. Er lobte einen Spaziergang als eine Suppe zu seinem Abendbrod; er suchte aber nicht wie ein Peripatetiker die Wahrheit im Herumlaufen und Hin- und Hergehen." — —

„Wer den Sokrates unter den Propheten nicht leiden will, den muß man fragen: **wer der Propheten Vater sey?** und ob sich **unser** Gott nicht einen Gott der Heiden genannt und erwiesen?" —

Soweit für heute Hamann in seinen sokratischen Denkwürdigkeiten. Gewiß war es nicht zufällig, daß Hamann's erste schriftstellerische Thätigkeit den Sokrates zum Gegenstande hatte. Je heftiger in seiner Seele jenes dämonische Feuer brannte, das im Wendepunkte eines Zeitalters die Geistigsten ergreift, desto tieferen Eindruck mußte ein Mann auf ihn machen, der von sich bekannte, er wisse nichts, und den das delphische Orakel für den Weisesten seiner Zeit erklärte; der den Spruch: erkenne dich selbst! in praktischen Augenschein setzte, und an dem letzten Schicksal der Propheten und Gerechten Antheil hatte; der sich auf die Eingebungen eines Dämons verließ, und wie ein Held vor seinen Richtern stand. Hamann wußte für des Sokrates Zeugniß von seiner Unwissenheit kein ehrwürdiger Siegel und zugleich keinen bessern Schlüssel, als den Orakelspruch des großen Lehrers der Heiden: So Jemand sich dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll. So aber Jemand Gott liebt, der wird von Ihm erkannt — als Sokrates vom Apollo für einen Weisen, setzt Hamann hinzu. Wie aber das Korn aller unserer natürlichen Weisheit verwesen, in Unwissenheit vergehen muß, fährt er fort, und wie aus diesem Tode, aus diesem Nichts das Leben und Wesen einer höhern Erkenntniß neu hervorkeime, so weit reicht die Nase eines Sophisten nicht. In dieser Beziehung des Sokrates Sprüchwort: er wisse nichts, mit der delphischen Ueberschrift: erkenne dich selbst! zusammenhaltend, und die darin liegende Ironie gegen die Sophisten durchschauend, wurde Hamann fähig, auf sokratische Weise über den Sokrates zu schreiben, d. h.

er ahmte als Ausleger die Naturforscher nach. „Wie diese einen Körper in allerhand willkührliche Verbindungen mit andern Körpern versetzen und künstliche Erfahrungen erfinden, seine Eigenschaften auszuholen, so macht es jener mit seinem Texte. Denn „die Wörter haben ihren Werth, wie die Zahlen, von der Stelle wo sie stehen, und ihre Begriffe sind in ihren Bestimmungen und Verhältnissen, gleich den Münzen, nach Ort und Zeit wandelbar.“ Nur wer die rechte Stelle kennt, an welcher Sokrates seinen Spruch in Anwendung brachte, meint Hamann, nur wer die Anwendung desselben mit allen Nebenbegriffen und ironischen Beziehungen durchschaut, sieht ein, wie dieser Spruch „ein Dorn in den Augen der Sophisten und eine Geissel auf ihren Rücken war.“ Das eben war es, was Sokrates in den Tod zog, daß er zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit seine Mitbürger lockend die Furcht erregte, die alten Götter zu verlieren. Dagegen sträubte sich das mythologische Bewußtseyn, das an der alten Zeit hing. Hatte aber Sokrates, durchdrungen vom Geiste der Zukunft, das gegenwärtige Bewußtseyn einmal dämonisch erregt und gewissermaßen in Verwirrung gesetzt, so war nun der Wendepunkt nicht mehr abzuwehren. Von Sokrates an wird die Geschichte in bestimmteren Zügen zur Vorschule des Christenthums.

Es ist charakteristisch, wenn Hamann, als ihn die Kritiker seiner Zeit des Unsinns beschuldigten, über die Grenzstreitigkeiten des Genies mit der Tollheit ironisirt und Beispiele zusammengestellt, wie das alte *Δαιμονιον ἐχει και μαινεται* immer in Anwendung gekommen,

wo ein Genie, ein Prophet, ein Reformator im Antriebe höherer Nothwendigkeit sprach und handelte. Er selbst war ein dämonisch ergriffenes Genie, das in erhabener Einsamkeit an der Grenze zweier Zeiten Orakel sprach. Wie Sokrates gab auch er der Seele seiner Schlüße die Ironie zu ihrem Leibe; wie jener war auch er ein Dorn in den Augen der Sophisten und eine Geissel auf ihren Rücken. Wenn aber die göttliche Manie seines Wesens nicht die sokratische Ruhe und Klarheit hat, so ist der Grund vielleicht darin zu suchen, daß die Tiefen der Offenbarung wohl mehr als „der ätherische Tisch der Alten“ im Stande sind, den ganzen innern Menschen in Paroxysmus zu versetzen. Die Thorheit des Genies aber war in diesem divinatorischen Charakter reich genug, die Wahrheit geltend zu machen: „das Amt der Philosophie ist der leibhafte Moses, ein Orbil zum Glauben — der ganze Wandel eines Christen aber das Meisterstück des unbekannten Genies, das Himmel und Erde für den einigen Schöpfer, Mittler und Selbsterhalter erkennt, und erkennen wird in verklärter Menschengestalt.“

Den 26. Juny.

Gestern schrieb ich, mich sogleich in die Sache selbst versetzend, bis in die Nacht hinein, unbekümmert um die eigentliche Gestaltung und Ausdehnung meines literarischen Unternehmens; heute will ich nachholen, womit ich eigentlich hätte anfangen sollen. Christliche Denker: welche dürfen mir als solche gelten? Viele machen darauf Anspruch, daß ihr Denken christlich sey, und doch läuft bei ihnen Alles auf eine Befreiung von allem christlich Gedachten hinaus. Als christliche Denker können

mir offenbar nur solche gelten, die das Christenthum nehmen wie es ist, nicht wie es sich nach beliebigen Gesichtspunkte deuten läßt; solche also, die in dem positiven Gehalte des Christenthums zugleich die Lichtpunkte für die philosophische Speculation erkannten, und die eigenthümlich christlichen Ideen zur Energie lebendiger, individueller Gegenwart in ihrem Denken machten. Nun finde ich, daß es Denker gibt, die nur zum Theil hieher gehören, die, obgleich vielfach berührt vom positiven Christenthum, dennoch zu keiner sichern Begründung in demselben gelangten, und später eher rückgängige Bewegungen in ihrem Denken machten. Ist es erlaubt auch solche aufzunehmen? Streng genommen nicht. Bedenke ich aber, daß es schon dankenswerth ist, durch eine Art Guerillaskrieg mitzuwirken, um das gelobte Land im Denken zu erobern, wenn man nicht im Centro kämpfen kann, so dürften auch einige von diesen zugelassen werden, doch immer nur dann, wenn sie mit den Männern im Centro in Verbindung stehen, dergestalt, daß ihre Schilderung neues Licht auf jene wirft. Ein solcher Denker ist mir im Verhältniß zu Hamann **Friedrich Heinrich Jacobi**. Nur ein Schein von christlicher Philosophie geht durch sein geistreiches Wesen; aber auch dieß verdient gewürdigt zu werden, da es überhaupt noch nicht heller Tag ist im Bereiche des christlichen Denkens.

Das Leben und Wirken Jacobi's fällt mit in die Zeit, wo auf der einen Seite das gemeine Bewußtseyn seichter Aufklärer zur allgemeinen Vernunft sich erheben wollte, auf der andern ein Kreis von Männern hervortrat, in dessen Mitte jegliche Blüthe des Geistes sproßte, und der Morgen deutscher Literatur aufging. Noch waren

sich vielleicht die Wenigsten nach allen Beziehungen klar und des Zieles gewiß; aber es waren angelegentliche Bedürfnisse, die ihre Gemüther ergriffen hatten, und mit Aufrichtigkeit des Geistes erstrebten sie Befriedigung. In diesem Streben vom frischen Hauche des Schaffens angeweht, suchten sie sich und schlossen, wenn sie sich gefunden, Freundschaft für das ganze Leben. Sie blieben dann gewöhnlich im schriftlichen Verkehr, und nicht leicht möchte in der deutschen Literär-Geschichte eine erfreulichere Erscheinung aufzuweisen seyn, als eben dieser freundliche Verkehr deutscher Gelehrten in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts; denn Alles, was den Umgang geistreicher Menschen adelt: Klarheit des Geistes, tiefe Gemüthlichkeit, reges Interesse an Allem, was die Zeit bewegt, spricht uns hier vielseitig in lebendigen Bildern an. Einen Mittelpunkt für solchen Verkehr bildet, durch glückliche Verhältnisse begünstigt, Friedrich Heinrich Jacobi, den ein freier Sinn zu Allem hinzog, was Leben, eigenen Genuß und Fülle hat. Außer dem wohleingerichteten Hause in Düsseldorf erfreute er sich eines anmuthigen Landsitzes in Pempelfort. Um die geräumige heitre Wohnung zogen sich blühende Gärten mit grünen Plätzen, besetzt mit Orange- und Myrthenbäumen; schattige Ulmen, erotische Gewächse, Gesträuche aller Art wechselten in lieblicher Mannigfaltigkeit. Hier dachte, hier schrieb Jacobi, zum Theil unter Bäumen, die er selbst pflegte, seinen Allwill, seinen Woldemar; hier in diesem heitern Aufenthalte, wo etwas Freies und Seliges waltete, das Genügen bereitet, belebte sich gar bald der Charakter des gebildeten Familienvereins vor den Augen des Gastes, indem

er, wie Göthe sagt, wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Denn, welcher Hervorragende unter den Gelehrten und Künstlern der damaligen Zeit hätte nicht mit Fritz Jacobi in Verbindung gestanden; welcher, wenn ihm zu reisen vergönnt war, nicht irgend einmal die Süßigkeit der Pempelforter Gastfreundschaft geschmeckt? Auch Hamann verlebte dort glückliche Tage, nachdem er des zwanzigjährigen Wachdienstes im Packhof zu Königsberg überhoben war. Beide hatten gerungen sich über sich selbst und die Welt klar zu werden, und in großen Studien gelebt; und doch vergleicht sich Hamann mit jenem Besessenen, den ein böser Geist bald in's Feuer, bald in's Wasser warf, und Jacobi wendet diesen Vergleich auch auf sich an, mit dem schmerzlichen Zusatz: „O daß mir die Hand erschiene, die mich lehren könnte gehen auf dem Wege des menschlichen Daseyns! „„Die Hand, die Hand!““ rief ich mehrmals meinem Hamann zu.“ — „„Vielleicht!““ war eins der letzten Worte, unter einem Strom von Thränen, die ich aus seinem Munde hörte.“

So sehe ich also einen Mann, der jahrelang in Tiefen der Forschung und Gelehrsamkeit gelebt, im Innersten gebrochen, die Hand ausstrecken nach einer andern Hand, die ihn lehren könnte gehen auf dem Wege menschlichen Daseyns! Ihm zur Seite sehe ich den Freund, in dessen Seele er das Bekenntniß seiner Ohnmacht niedergelegt, in Thränen schwimmen und ein aus dem Herzen gepreßtes V i e l l e i c h t zum Trost geben. Wer sich selbst vermißt ein starker Geist zu seyn, mag diese Scene stolz belächeln; ich bekenne mich zum Mit-

gefühl, und schäme mich der Thräne nicht, die auch mir das Bedürfniß einer helfenden Hand entlockt. Glühend Herz, wer mag dir trauen! Wenn irgendwo, so möchten hier die Worte des Dichters ihre Stelle finden:

O wie sehnet die gebundene
Psyche schmachtend sich hier, schlägt mit Fittigen,
Aengstet hoffend sich, weint, lächelt, empfindet es,
Daß ihr Wissen nur Ahndung,
Ihre Wonne nur Sehnsucht sey.

Den beiden Freunden gegenüber gedenke ich des Psalmisten, der nicht mehr die Hand ausstreckte nach einer andern Hand, sondern in heiliger Begeisterung fragte: wer gibt mir Flügel, gleich einer Taube, daß ich fliege und aufsteige? Zum Allerhöchsten will sich mein Geist erheben; im Schooß der Gottheit soll meine Seele ruhen. O heilig glühend Herz! laß dich erweitern auf dem Wege Seiner Zeugnisse; die Hand, die von oben herab in dieses jammervolle Daseyn greift, die allein kann helfen.

Im Winter des Jahres 1830.

Der erste Band der Bibliothek christlicher Denker liegt gedruckt vor mir; ohne seine etwaigen Wirkungen abzuwarten, gehe ich an die Fortsetzung. Das Leben Johann Kaspar Lavaters soll den zweiten Band ausfüllen. Während Hamann wie ein fernes, dunkel glühendes Gestirn am Horizont eines untergehenden Jahrhunderts stand, trat Lavater in der Magie der Liebe mitten unter seine Zeitgenossen, in reger Lebensthätigkeit für das Wort des Herrn zu zeugen: „So ihr bleibet bei meiner Lehre, so seyd ihr in Wahrheit meine

Jünger; ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."

Es ist merkwürdig, daß Lavater so lange unmündig war, und auch als Knabe der Unmündige gescholten ward, bis die Idee des Gottmenschen in seine Seele trat. Sobald diese die zarten Saiten seines Wesens berührt und in Harmonie gesetzt hatte, war er so der Rede mächtig, daß weithin sein Ruf drang. In stiller Anbetung, in religiöser Selbstprüfung finde ich ihn vertieft, sobald er anfing, mit dieser Idee sich fester zu begründen. Wem aber die Stunden ernster Betrachtung und Anbetung die liebsten und seligsten seines Lebens sind, in dessen Seele muß ein Geheimniß liegen, dem keine Sichtbarkeit genug thut; er wird, wenn seine Seelenstimmung kein frommer Betrug ist, zu den eigentlich Gottesbedürftigen gehören, die aus der gemeinen bedürfnißlosen Masse hervortreten zu Gottes Lust und Augenweide. Und sind nicht diese die eigentlich positiven Menschen, deren Kraft ausgeht von Bestimmtheit, und die eben darum existenter sind, als andere Menschen? Ist das Bedürfniß ein bestimmtes, so verträgt es nichts halbes, nichts schwankendes; es verlangt Realität; nur voller wirklicher Besitz kann es stillen.

Mit dem ersten freien Blick auf das All der Dinge fand sich Lavater in einer Wunderwelt, die kein sterblich Auge ausmißt, obgleich der Mensch als ihr Ziel und Mittelpunkt erscheint. Er, in dem sich die ganze Natur personificirt, der einfachste Zusammenfluß von Positivem und Negativem, wie Lavater sich ausdrückt, ein tausendfacher Spiegel, worin Gott sich selbst sieht, und wodurch er sein Werk, die Natur, genießen kann — der Mensch,

„dieser gleichsam materiell gewordene Gott,“ ist, nach Lavater, im Besitze einer Kraft, die, wo sie zur freien Entwicklung kömmt, bis zu einem gewaltigen Punkt in die Natur zu wirken im Stande ist. Sie ist ihm die ursprünglichste Kraft des Menschengeistes, und obwohl durch die Sünde latent geworden, kann sie doch jederzeit durch heiliges Leben wieder gewonnen werden. Eben diese Kraft war ihm Quell und Wesen der Religion, und ihrer Spur und ihren Wirkungen nachzugehen, sein unablässiges Bestreben. Er fand sie gleichsam deponirt im Arcanum der Willenlosigkeit. Denn er erkannte wohl, daß die Bedingung, sie in Bewegung zu setzen, die sey, daß die Selbstheit bleibe, was sie der ursprünglichen Ordnung nach seyn soll: Basis, Organ, nie Allwille. Aber das eben ist die Schuld des Menschen, daß er, nach der Sprache der neuern Philosophie, in der Selbstheit sich ergreifend, die ursprüngliche Ordnung verkehrte, und damit aus seinem Centro wich. Mit dieser Verkehrung wirkten die Principien, die im rechten Verhältniß auch das rechte Leben gebären, in Zwietracht, und damit war das, was nicht seyn soll, das Böse, herrschend geworden. Wenn seitdem, d. h. seit der Mensch mit dem anhängenden finstern Princip des Bösen geboren wird, nur durch göttliche Transmutation das Gute an's Licht gebracht werden kann: so hat es einen tiefen Sinn, wenn Lavater ein Arcanum der Willenlosigkeit behauptet, aus welchem die wahre Willensfreiheit, die nur Gott zu lieb ihre Kräfte regt, hervorgeht, wie aus dem Schooß der Erde das blühende Gewächs. Durch besondere Influenzen in Bewegung gesetzt, wird die so geweckte Kraft des Menschengeistes Divinationskraft,

Sehergabe. Das Vorhandenseyn einer solchen Kraft und Gabe war Lavatern eben so gewiß, wie das Daseyn einer Gedächtniß- und Vernunftkraft. So gewiß je ein Prophet war, sagt er in dieser Hinsicht, so gewiß ist dies mir: „Gott schafft keine neuen Sinne im Menschen; er berührt und entwikelt nur die, welche in ihm vorhanden sind. Unzählige tägliche Erfahrungen, die keine Philosophie und Unphilosophie wegerklären, lassen mir keine Zweifelsmöglichkeit übrig.“

Hinsichtlich dieser aus ursprünglicher Tiefe quellenden Kraft betrachtete also Lavater die menschliche Seele nicht wie einen ausgebrannten Heerd; noch war ihm jeder zum Glauben organisirte und im Glauben erweckte Mensch fähig ein Prophet zu seyn. „Kein Mensch ist,“ erklärt er ausdrücklich, „der nicht in reinen Stunden reine Gottesworte spreche, Gottesthaten thue. Wehe! wenn Gottes Wort in die Bibel gekerkert ist. Wehe! wenn das Geschlecht der Kinder Gottes, der Ahner ewiger Dinge, der Vollbringer unsterblicher Thaten ausgestorben ist.“ Aber weil des Geistes Machtvollkommenheit sich durch die That zu erweisen hat, so wußte, so behauptete er: „Erfahrung allein kann allen unbeantwortlichen Sophistereien die Stirne bieten;“ nicht blos innere Erfahrung, die leicht verwechselt wird mit dem Gewirre erhitzter Einbildung, sondern „Thatbeweise, Beweise des Geistes und der Kraft, wodurch alle Geister und Kräfte des Irrthums bezwungen werden.“

Dies vorausgeschickt, wird, was Lavater gelegenheitlich an Fr. H. Jacobi schreibt, verständlicher werden. „Gewiß scheint mir,“ schreibt er ihm, „wir haben in uns eine Kraft, die ich anders nicht als magisch nennen

kann. Alle Magie schafft, wie sie meint, aus nichts — sie realisirt Ideen zu Gestalten, gibt diesen Gestalten Solidität und Leben. Würdest du dich entsetzen, wenn ich das eigentliche Wesen der Religion, insofern sie von Moral verschieden ist, diese Götterzauberei, Engelerschaffung, Gottesrealisirung, diese Hypostasis in uns, Magie nennen würde? So wenig Hume zu seiner Idee von dem Daseyn der Dinge außer uns ein anderes Wort finden konnte, als Glaube; so kann ich für das Eigentliche der Religion kein anderes finden, als Magie. Der Glaube, den Christus so sehr der Liebe incorporiren will — was ist er anders als Magie? als Allmacht? als Schöpfungskraft? Glaube ist Hypostasis, eine Grundkraft, eine complete Seynsart, die sich voll fühlt, die alle Bilder verschlingt; er verträgt nichts Unsolides, Halbes, Schwankendes; er realisirt alles zur Fülle des eigenen Daseyns; er macht alles sich selbst gleich in Ansehung der Gewißheit und Realität."

Als ich diese Stelle in einem Briefe Lavaters an Jacobi zum erstenmal las, jubelte ich unwillkührlich auf über die entschiedene kräftige Fassung eines Begriffs, den mir die exegetischen Wortklauber und die philosophischen Sprachkünstler auf Universitäten so sehr verwässert hatten. Um die Concentration der Seelenkräfte auf Einen Punkt, um mächtige wundervolle Wirkungen zu bezeichnen, gibt es kein entsprechenderes Wort, als Magie; und was ist Glaube, wenn nicht eine solche Concentration, ein Complex wundervoller Wirkungen? Nach Lavater, wie nach der ältesten Religionslehre, steht der gotterfüllte Mensch in organischem Zusammenhang mit der ganzen Lichtnatur und Geisterwelt; erregte Liebe und des

Gedankens Macht öffnen die Schranken, die dem Ungöttlichen die unsichtbare Welt vor der sichtbaren verbergen. Liebe leuchtet aus der Finsterniß der materiellen Welt hinüber unter die Bewohner des Himmels, sagt Lavater, und durch Liebe zieht der Mensch gewissermaßen den ganzen Himmel auf die Erde. Die Kraft nun des Menschen, sich die Geisterwelt so existent zu machen wie die Körperwelt, nannte er Magie, Religion. In dieser Kraft, welche das Mysterium der Persönlichkeit bewahrt, jener unerklärbaren Productionskraft, ohne die es keinen Reformator, keinen Helden, keinen Virtuosen gibt, fühlte er sich selbst; er fühlte sich in ihr durch die Macht dessen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden; in ihm sehe ich also die Reihe christlicher Seher und Denker fortgesetzt.

Um der Energie willen, mit welcher Lavater im Glauben lebte, wurde er zum Gespött vor seinen Zeitgenossen, wenigstens vor den Wortführern der sogenannten Aufklärung. Mich wundert das nicht, da er einer Kirche angehörte, deren Cultus alles Magische verloren hat, in welcher darum auch das Wunder ausgestorben ist. Ich fühle mit Lavater das Machtlose unsers kirchlichen Lebens hinsichtlich jener tieferen Seelenzustände, in welchen der Mensch weit unmittelbarer schöpferisch zu werden vermag, als seine dermalige Beschaffenheit zu gestatten scheint, und neige mich darum, gleich ihm, zur katholischen Kirche hin, welche mit dem alten Glauben zugleich urkräftige Glaubenswirkungen fortsetzt. Mehr positive Religion und religiösen Tiefsinn, als bei den modernen Denkgläubigen, finde ich selbst im Heidenthum, z. B. bei Empedokles von Akragas, einem Weisen der

eleatischen Schule. Ganz priesterlich ist seine Ansicht der Dinge. Dies spricht sich besonders aus in dem Gegensatze zwischen dem seligen Leben im Sphäros — so nannte er die Welt in ihrer ursprünglichen Einheit — und dem kläglichen Leben der Menschen in der jetzigen Welt; ferner in der Ableitung dieses Lebens aus einem alten Frevel, welcher gesühnt werden müsse; endlich in den heiligen Vorschriften für solche Sühnungen, durch welche der Mensch zu einer höhern Einigung der Seele mit dem Göttlichen gelangen möge. Und wenn Platon von einem Wahnsinn redet, der uns durch göttliche Kunst verliehen werde, und behauptet, daß uns daraus die größten Güter entstehen, so spricht er offenbar damit aus, daß es Dinge gebe, die, weil sie mit gemeinem Verstande nicht auszumachen sind, auch höher liegen, als das durch gewöhnliche Vermittlung Gewonnene. Platon bezieht sich dort, wo er am ausführlichsten von diesem göttlich erregten Wahnsinn spricht (im Phädrus), auf die Zustände der prophezeienden Priester und Priesterinnen; und ich ahnde, daß überhaupt das Priesterthum für mich ein Feld der einflußreichsten Entdeckungen werden könnte. Hier weben im Guten, wie im Bösen, Kräfte einer Welt, für die sich das Geschlecht dieser Zeit den Gesichtskreis zu eng hat ziehen lassen. Der Mittel- und Seelenpunkt der ganzen Heilsordnung ist von vornherein an das Priesterthum geknüpft. Nachdem wir dieses aufgegeben haben, sind wir das saubere Allerleihaus geworden, welches sich „evangelische Kirche“ nennt.

Es hat aber Gott zwischen die beiden Kirchen, wie einst zwischen Abi Melech und den Männern zu Sichem,

„einen bösen Willen“ gesendet*), daß sie ihre Stärke in der Feindschaft haben, und so geschieht es, daß diejenigen, die das Salz der Erde seyn sollten, mit Schadenfreude Salz säen auf den verwüsteten Boden des Heiligthums. Wir gleichen den Bäumen in der Fabel, die den Dornbusch zu ihrem König gesalbt: Feuer geht von ihm aus und verzehret die Cedern des Libanon**). Und wenn wir noch nicht dahin gekommen sind, daß uns das Gefühl der Leere und Oede bis zur Verzweiflung drückt, so beweist das nur, daß dem Dornbuschfeuer der Aufklärung etwas in unserer eigenen Natur entspricht, nämlich Ohnmacht und Unfruchtbarkeit in der mystischen Ehe der gläubigen Seele mit dem liebenden Gotte.

Unter den Sprechern für die seichte Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts wird nicht selten auch G. E. Lessing genannt; gewiß nur von denen, welche ihn zu würdigen unfähig sind. Freilich war er, wenn man will, ein revolutionärer Denker, oder vielmehr ein Denker, der in alle Fächer des Wissens revolutionäre Anregung brachte; aber eben daß er ein Denker war, ein Denker voll Wahrheitsliebe, wenn auch noch nicht mit dem Blick in die volle Tiefe, stellt ihn hoch in einer Zeit, die in den seltsamsten Abnormitäten ihren innerlich krankhaften Zustand verrieth***). „Lessing, sagt Friedrich Schlegel in seinen Vorlesungen über die Geschichte der alten und

*) Richt. 9, 23.
**) Richt. 8, 8—15.
***) Lessing pflegte den Geist des Jahrhunderts durch eine Vergleichung mit den Krebsen, die man zuweilen mit einer ungeheuer großen Scheere und einer elend kleinen daneben findet, zu charakterisiren.

neuen Literatur, äußerte seine philosophischen Gedanken fast gar nicht öffentlich; alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf als eine allen Ausdruck übersteigende Paradoxie. Von der heimlichen Schwärmerei des geistvollen Forschers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Desto mächtiger und allgemeiner wirkten seine Zweifel und das Beispiel seiner Kühnheit; und so arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er so entschieden abgeneigt war, und die er so oft bekämpft hatte. Ihn selbst hatte die hohe Kühnheit seines Forschergeistes zurückgeführt zum Glauben an die älteste Philosophie und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche."

Dieses Urtheil Fr. Schlegel's bestimmt mich, über Lessing einstweilen Studien zu machen; wobei ich unentschieden lasse, ob er eine Stelle in meinem Werke finde.

Unter den Theologen ist Lessing allgemein wohl nur als Herausgeber des berüchtigten Wolfenbüttel'schen Fragmentisten bekannt. Allein daß die Theologie des Fragmentisten nicht geradezu die seinige war; daß er ihn nur an's Licht zog, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten: darüber hat er sich bestimmt genug ausgesprochen*) und dabei erklärt, was er unter der christlichen Religion verstehe.

*) S. s. W. VI. ff., nach der Berliner Ausgabe v. J. 1825. Lessing beruft sich, um sich zu entschuldigen, auf Hieronymus. „Als dieser eine, seinem eigenen Urtheile nach der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte (des Origenes Bücher πεϱι αʹϱχων), in der Absicht, um sie vor den Verkleisterungen und Verstüm-

Unter der christlichen Religion verstand Lessing den Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse, welcher bei den ältesten Vätern Regula fidei hieß, und der Fels ist, auf welchen die Kirche Christi erbaut worden. Offenbar hatte sich Lessing damit zur Tradition bekannt, und diese war es auch, welche er dem bekannten Hamburger Pastor Götze entgegensetzte, der behauptet hatte, „daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion sey, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzt werden, also nicht bestehen könne." Dagegen erklärte Lessing ausdrücklich, daß er lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche nehme, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen lassen wolle, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatz der strengern Lutheraner die Religion einzig und allein enthalten seyn soll. Oder sind die Katholiken keine Christen? fragt Lessing seinen Gegner. Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, setzt er hinzu, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ja er scheut sich nicht, mit klaren Worten auszusprechen, die Reformation

---

melungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. h. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele: was war seine Antwort? „O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit!" (S. W. VI. S. 163.)

sey weniger dadurch zu Stande gekommen, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir, bemerkt er dabei, dem ungehinderten, häufigern Gebrauche der Bibel ebensowohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation. Denn wer die Gottheit Christi, behauptet er mit scharfem Blick, nicht mit in's neue Testament bringt; wer sie nur aus dem neuen Testament holen will, dem ist sie bald abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen, und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen. (S. W. VI., 83, 90, 47.)

Aber, fragt der Pastor Götze, würde, wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben seyn? — „Gott behüte mich," antwortet Lessing entrüstet, „jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte; geschweige da mir es nur ein lutherischer Pastor in den Mund legen will. Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann; und nur Deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die Du nicht aufzuschreiben, die Du zu predigen befahlst, sollten nichts, gar nichts

gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden seyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht eben sowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahrt hat? O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger Deines Wortes seyn will, und so keck vorgibt, daß Du, Deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den Du Dir gefallen hast, ihn kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andern Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings läugnet! Laß mich, gütigster Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde!" (S. W. VI. 79.)

Nicht um von Neuem Interesse für den vielbesprochenen Streit zwischen Lessing und Götze zu erregen, sondern um zu zeigen, wie sich mir in der protestantischen Literatur selbst Wegweiser in's Gebiet des Katholischen darboten, theile ich dieses mit. Zunächst aber wäre ich fast in denselben Fehler verfallen, den Lessing beging, indem er die Tradition auf Kosten der Schrift hervorhob. Der Hauptsatz, von welchem aus er den Streit führte, steht unwidersprechlich fest. Nicht die Schrift im Gegensatze der Tradition, sondern der Inbegriff der Glaubensbekenntnisse, welch die Väter Regula fidei nannten, be-

stimmt die Antwort auf die Frage, was die christliche Religion sey. Hielten aber die Schriften die Prüfung nach der Regel des Glaubens aus, so waren sie auch schon, wie Herder gegen Lessing bemerkt, nach dieser Regel geschrieben, und auf sie gegründet *). Beide also, Tradition und Schrift; erstere, wie sie die Kirche bewahrt, letztere, wie sie die Kirche auslegt, sind die genügende Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens.

Lessing verräth einen feinen historischen Sinn, wenn er denen, die durch leidige Exegese zum Urchristenthum zurückführen wollten, das bestehende Gebäude des ganzen Christenthums entgegenhielt. Die Augenzeugen im Urchristenthum, sagt er, hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? Setzen mußte sich das Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen. (V. S. 110.) Und nun gebraucht Lessing gegen diejenigen Exegeten, die neuerungssüchtig nur im Grunde wühlen, folgendes für seine Betrachtungsweise charakteristische Bild: „Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen

*) S. Herders s. W. Thl. XVI. S. 260. Cottaische Ausg. 1830.

Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen, zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori an der ganzen historischen Aussage desselben zweifeln, weil die verschiedenen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? weil Plinius etwa sagte, es wären ölbaumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die große Ebenmasse des Tempels bewundern wollten! — Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht was unter der Erde verborgen liegt. Vergib es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß er gut und fest sein muß; denn es trägt, und trägt so lange! Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre aus dem ersten Winkel gewichen: so ist dieser Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er ist darum doch nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Bau-

meister! Preisen auch, wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete."

Wann wird man aufhören, ruft Lessing zürnend seinen Zeitgenossen zu, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! Nein so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt. (V. 110, 113.)

Am meisten Eindruck machte auf mich jene witzige Parabel, mit welcher Lessing seinen Feinden wie unter klingendem Gedankenspiel entgegenzog. Sie mag hier von Neuem in Erinnerung gebracht werden:

Ein weiser, thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architectur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architectur, denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch, und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverständlich; von Innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architectur seyn wollten, ward besonders durch die Außenseite beleidigt, welche mit wenigen hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckigen Fenstern unterbrochen waren; dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre, und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinern Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am heftigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen, die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten; und diese Grundrisse fanden sich mit Worten

und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein Jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein Jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredete, bald zwang.

Nur wenige sagten: Was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrieen.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste,

sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten was er zu haben glaubte — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!“

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne.

„Sieh', Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. — Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier! Was hätte es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!“

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten. —

Der geistreiche Spott in dieser Lessing'schen Parabel hat mich einst unbedingt entzückt; damals nämlich, als ich gegen alle Orthodoxie, also auch gegen die lutherische, eingenommen war, und mit Lessing der Zeit eines neuen Evangeliums entgegensah. Jetzt wird mir klar, wie das alte Evangelium das ewig neue ist, und es nichts bedarf, als daß man in ihm lebe und webe, um seine ewige Gotteskraft zu erfahren. Lessing verstand unter der christlichen Religion „alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.“ Ich aber frage: mit welchem Recht verwirft man die Sym-

bole späterer Jahrhunderte, wenn man die der früheren anerkennt? Später, sagt man, wurde Gottes Wort getrübt und verfälscht durch Menschensatzungen. — Man beweise mir das! — Den Beweis fordernd erinnere ich mich, was in dieser Hinsicht von protestantischen Theologen auf Universitäten beigebracht zu werden pflegt.

Päpstliche Anmaßung und Herrschsucht, blinder Wunderglaube, mönchische Scholastik und dergleichen bilden dabei die Stichworte. Das Abendmahl z. B. anbelangend, wird gelehrt: Paschasius Radbertus, Abt zu Corbie, stellte im neunten Jahrhundert den Lehrbegriff auf, daß die Substanz des geweihten Brodes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Jesu Christi verwandelt werde. Dem stupiden Wunderglauben des Zeitalters habe diese Neuerung zugesagt, und so sey sie herrschende Ansicht, stehende Lehre geworden. Dagegen frage ich, wie ist's nur möglich, daß sich die ganze Kirche auf einmal den Einfall eines Mönches aufbürden läßt; eine Kirche, in welcher die Reihe rechtmäßiger Organe der Bewahrung und Auslegung hinsichtlich der Lehre, niemals unterbrochen ward; in welcher der Strom der Ueberlieferung niemals stillstand? Und wie will man es erklären, daß im fernsten Orient, wohin schwerlich jemals des Paschasius Name gedrungen, unter Secten, die sich Jahrhunderte vor Paschasius von der allgemeinen Kirche getrennt hatten, doch die katholische Abendmahlsfeier wieder gefunden ward? Lessing hatte den orthodoxen Lutheranern gegenüber ausgerufen: Großer Gott! laß mich nie so rechtgläubig werden, daß ich nie so vermessen werde! So rufe ich jetzt gegen die Orthodoxen und Heterodoxen unter ihnen zugleich in meinem Herzen:

Großer Gott, laß mich nie so vernünftig werden, daß ich nie von der Menschheit so thöricht denke! So hat man auch behauptet, es habe einst Dichter gegeben, die Wunders viel zu sagen wußten von dem hohen Olymp und seiner Götterwelt. Das dumme Volk habe alles für baare Münze genommen, und so seyen die polytheistischen Religionen entstanden. Die Zeit, wo man so leichten Kaufes sich gewichtvoller Dinge entledigt, ist vorüber, und die Forderung, die Sache ernster zu nehmen, kann nicht mehr erlaßen werden.

Die Ausschließung der Laien von der Theilnahme des Kelches, hat man mich gelehrt, gehört mit zu den unerhörten Neuerungen des Papismus. Und in der That, eine unerhörte, nie zu entschuldigende Neuerung würde es seyn, wenn die katholische Kirche jemals den Kelch überhaupt aufgegeben hätte. Sie hat ihn eben fortwährend im täglichen Meßopfer; und wenn ihn nur der celebrirende Priester genießt, so ist zu beachten, daß dieser im Namen der Gemeinde handelt, und daß bei der heiligen Opferhandlung Alle in dem Herrn Ein Herz und Eine Seele sind. Uebrigens haben auch billig denkende protestantische Theologen anerkannt, die Lehre von der Gegenwart des ganzen Christus im Brode rechtfertige die Entziehung des Layenkelches bei den Gründen, welche die Kirche hiefür geltend macht, die nicht in päpstlicher Anmaßung, sondern in Ehrfurcht vor dem Sacramente liegen.

So will sich mir ein Bedenken nach dem andern lösen. Bei der Leichtigkeit, mit welcher sich am Ende für jeden, der guten Willens ist, diese Lösung ergibt, muß ich mich wundern, woher denn doch der ungeheure Haß,

mit dem die katholische Kirche, in fast allen ihren Institutionen, von Seiten der Protestanten angesehen und beurtheilt wird. Wohl mag der Anblick derselben in vieler Beziehung ein trauriger gewesen seyn, als Luther in Reformationseifer erglühte. Statt diesen Eifer mit Weisheit zu mäßigen und mit allen Tugenden eines Kirchenvaters sein Werk zu betreiben, ließ er sich leidenschaftlich von ihm beherrschen, so daß er zuletzt in blinder Wuth gegen die alte Hierarchie entbrannte. Konnte er doch so weit gehen, zu behaupten, das Papstthum sey vom Teufel gestiftet, und der Papst der leibhaftige Antichrist! In jeder, auf Autorität gegründeten Gemeinschaft setzt sich der Geist ihres Stifters fort. Deus vos impleat odio Papae! hatte Luther den in Schmalkalden Versammelten zugerufen. Dieses odium ist das Erbe, das Luther seinen Anhängern hinterlassen hat. Dazu kommt, daß der ganze hierarchische Bau für den, der nicht in seinem Innern steht, etwas Verwunderliches hat. „Was Kenner von Architectur seyn wollte,“ sagt Lessing in der Parabel, „ward besonders durch die Außenseiten beleidigt.“ Man begreift dies und jenes nicht, und alles Unbegriffene wirkt zurückstoßend. Was würde ein aus einer Luftregion auf die Erde versetztes Wesen zu unserer Natur sagen! Diese Berge, diese Ebenen, diese Pflanzen, diese Thiere! Heute Sonnenschein, morgen Regen! Jetzt Sommer, dann Winter. — Mein Gott, was sind das für Erscheinungen! — Und doch, wenn ein solches Wesen vor allen Dingen selbst irdische Natur annähme, und sich unterrichten ließe, wozu das alles da ist: würde es nicht alsbald die Weisheit des Schöpfers einer solchen Natur bewundern? Ein solches Wesen war ich, als ich, mit

alten Vorurtheilen, zum erstenmal in eine katholische Kirche trat. Der reiche Schmuck des Altars, der Priester in seinem bunten Ornate, das Leviten- und Ministrantenwesen, das knieende, wie ich meinte, bethörte Volk, die Heiligenbilder, die Beichtstühle, alles kam mir so wunderlich vor, daß ich wahrhaft Bedauern hatte mit den armen Katholiken. Und doch sind es dieselben Formen und Gebräuche, die mich jetzt, wenn ich stiller Theilnehmer der katholischen Messe bin, zur Andacht entflammen. Warum? Weil ich sie begreife; weil ich sie im Zusammenhange mit der ganzen christlichen Lehre kennen gelernt habe. Die Kirche ist in ihrem Cultus gerade wie die ächte Menschennatur selbst: erhaben und einfältig zugleich, und darum den ganzen Menschen und alle Menschen befriedigend. Dies erfahre ich, seitdem ich mich ihrem Einfluße öffne.

Viertes Kapitel.

Aus Briefen an einen Jugendfreund, geschrieben in München in den Jahren 1832 und 1833.

1.

Von einer einsamen Gebirgsreise zurückgekehrt in die königliche Stadt an der Isar, gebe ich dir wieder einmal, nach alter Weise, ein Lebenszeichen. Trinke Muth des reinen Lebens — riefst du mir manchmal mit dem Dichter zu, wenn ich dir zu träumerisch einherging; ich setze jetzt das Wort desselben Dichters dagegen:

Wer wird denn Alles gleich ergründen?
Wenn der Schnee schmilzt, wird sich's finden;
— — — Sind's Rosen, nun sie werden blüh'n.

Denn wisse, daß ich seit einiger Zeit viel in wunderbarlichen Geheimnissen lebe, oder vielmehr in Dingen, die einem Kinde offenbar seyn können, und doch uns Zöglingen des Zeitgeistes verborgen bleiben. Freund! laß es uns doch nicht läugnen: wir leben in einer furchtbaren Unnatur, und geberden uns, als ob wir wunder wie weise wären. Was mich betrifft, so halte ich es für ein großes Glück, daß in mir ein gewisser fragender Geist thätig ist, der mich von Zeit zu Zeit aus dem Traume weckt; nicht als hätte ich allein solchen Geist; aber das ist mir vielleicht eigenthümlich, daß sein Wecken mit einer Art Versetzung in andere Gebiete verbunden ist, während Andere immer von derselben Stelle aus sich entfalten. Mir ist, als hätte der mich treibende Geist etwas mit dem Engel des Propheten gemein, der diesen nicht führte, sondern ohne weiters bei'm Schopf nahm und im Nu in weite Ferne entrückte. Doch ich wollte dir etwas von meiner Reise erzählen. So höre denn!

Als ich eines Morgens über einen Gebirgsrücken steigen wollte, um an dem drüben gelegenen See einige Tage zuzubringen, klopfte ich am Fuße der Höhe an einem einsamen Bauernhause an, um mich näher nach dem Wege zu erkundigen, den ich zu gehen hätte. Ein freundliches Mütterchen trat aus dem Hause und gab mir möglichst genaue Auskunft. Zum Hauptmerkzeichen machte sie mir eine Waldkapelle, von wo aus ich nicht mehr fehlen könne. Dankend schied ich von ihr; doch kaum hatte ich mich einige hundert Schritte weit entfernt, als sie mir zurief, ich möchte warten, und selbst keuchend mir entgegen kam. Ich meinte, sie hätte noch etwas in Betreff der Wegweisung zu erinnern; allein

alles was sie mir zu sagen hatte, war dieses: „Wenn du zur Kapelle kommst, darfst schon ein Vaterunser beten; 's ist gar eine schöne Mutter Gottes d'rin." Die lieblich ernste, treuherzige Weise, womit sie mir diesen guten Rath gab, rührte mich unaussprechlich, und ich versprach ihm zu folgen. Nach ungefähr zwei Stunden mühseligen Steigens erreichte ich glücklich den heiligen Ort; ich trat ein, und kniete nieder zum Gebet. Das Muttergottesbild war mit frischen Blumen geziert, zum Zeichen, daß kurz vor mir eine fromme Seele ihre Andacht hier verrichtet hatte. Eine von diesen Blumen fassend, sprach ich in feierlicher Stimmung: Bei dieser der Gebenedeiten geopferten Blume des Feldes, gelobe ich, daß ich in Gebetsgemeinschaft treten will mit allen gläubigen Verehrern Gottes des Allerhöchsten. Und nun betete ich mit dem Vaterunser zugleich den englischen Gruß. Und wie ich so in der stillen Waldkapelle die Mutter Gottes grüßte, war es, als käme der Herr im Säuseln des Windes, mich zu erfüllen mit seinem Geiste; es ward eine große Stille in meinem Herzen, wie ich es lange nicht mehr erfahren hatte. Ich trat hinaus in den Wald, mich weidend an dem wunderbaren Schweigen der Natur, zu welchem das ferne Glockenspiel weidender Heerden gar lieblich stimmte; an dem tiefen Blau des Himmels, und den über grünen Wipfeln hervorragenden schneeigen Felsenhöhen. Das Buch der Schöpfung, sagt einer unsrer tiefsten Denker, enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Creatur durch die Creatur hat offenbaren wollen. Diese Begriffe, setzte ich jetzt betrachtend hinzu, sind von der Art, daß sich der Mensch, wenn sie ihm klar werden, in seinem Alltagsleben wahrhaft

beschämt sieht. In Einzelnheiten auseinander gehalten, fehlt seinem Bewußtseyn jener eine Ton von unermeßlicher Höhe und Tiefe, der im Allleben der Natur klingt. Hier in den Wunderbildern von unendlicher Kraft, wo auch das Abenteuerlichste, ja das Häßlichste und Abgeschmackteste nicht mehr stört, weil alles mit einander in lebendiger Fülle erscheint; hier „wo die Einheit des Urhebers sich in dem Dialecte seiner Werke spiegelt," kommt es in einem empfänglichen Gemüthe zu einer Sammlung, in welcher man helle Blicke thut in das verlorne Paradies der Menschheit. Wie gebannt an die heilige Stätte ging ich wieder in die Kapelle zurück. Zu beten wußte ich nicht viel; da stellte ich denn Betrachtungen über mein vergangenes Leben an. Dein Elend, sagte ich mir, besteht hauptsächlich darin, daß es dir in deinem Verhältniß zu Gott und der Menschheit an der rechten Vermittlung fehlt. Dir selbst überlassen, machst dn bald diesen, bald jenen Plan; was hast du aber im Grunde mehr davon, als das Gefühl, wie gar eitel alles ist? Einst war eine protestantische Pastoral-Idylle dein Ideal; jetzt interessirt dich der dramatische Charakter der katholischen Kirche; und doch — wenn auch diese Richtung mir später wieder als Täuschung erschiene? Ich fühle einen geheimen Zug zu den Menschen, die überall, im Thale und auf der Höhe, ihre heiligen Oerter haben, deren Kirchen frommen Betern stets offen stehen, die ihr Heiligthum auch wirklich heilig halten; zu den Christen, deren Priester in der geweihten Hand ein Geheimniß tragen, das, recht gebraucht, überall Schmerzen stillt und Wunden heilt; zu der Kirche, die wahrhaft Mittelpunkt und Umkreis hat, wo ununterbrochen der Strom der

Ueberlieferung fließt, und die ganze christliche Vergangenheit lebendige Gegenwart ist. Doch, ist's dir auch gegeben, diesem Zuge zu folgen? — — Bei dieser Frage mich umschauend in der Kapelle, gewahrte ich an der Wand manche von Fremden hingeschriebene Namen, Sprüche und Verse. Ich las, und das Erste was ich las, war — wer sollte es glauben? — ein Spott auf die katholische Kirche. So trägt also, rief ich entrüstet, auch dieses einsame Waldgebirg Spuren der gehässigen Polemik, die Alles Erhabene, sobald es kirchlicher Art ist, in den Staub ziehen möchte. Fromme Menschen haben diese Mauern errichtet zur Ehre Gottes und zur geistigen Erquickung des Wanderers; aber die Einladung sich zu erbauen, muß zur Gelegenheit werden, Hohn und Spott zu üben! — wie abscheulich! Mir war, als wär' ich zur Versöhnung dieses Frevels in die Kapelle gesandt; darum tilgte ich das elende Geschreibsel und setzte an seine Stelle einige erbauliche Verse mit der Unterschrift: „Von einem Wanderer protestantischer Confession, der in diesem Heiligthume katholisch gebetet hat."

Als ich mich endlich entschließen mußte, meine Reise fortzusetzen, war es mir, als hätte sich mein Herz erweitert, und dankbar gedachte ich des alten Mütterchens, das mich wie durch Eingebung des heiligen Geistes auf so besondere Weise an die Kapelle gewiesen und zum Beten aufgefordert hatte. Auch begleitete mich das Andenken an dieses Mütterchen auf der ganzen übrigen Reise; so oft ich vom Thale aus eine hochgelegene Kirche oder Kapelle erblickte, sagte ich mir: Steig' hinauf; vielleicht ist eine schöne Mutter Gottes d'rin.

Du siehst, lieber Freund, es hat nichts geholfen,

daß ich von den Büchern mich losriß, die mich in den Würzgarten der altkatholischen Theologie versetzt hatten; ich finde im Gegentheil ohne Bücher noch mächtigere Anregung. Der Gott der Katholiken ist in der That ein sehr zuthätiger Gott, so zuthätig, daß man sich seiner kaum erwehren kann. Man findet ihn überall: in der Kirche, zu Hause, in Büchern, auf dem Wege; und wer ihn erst in seinem Herzen gefunden, kann nimmer von ihm lassen. Ich habe es zum Theil schon erfahren, wie wahr und schön das ist, was ich in diesen Tagen bei Hugo von St. Victor gelesen. „Du fragst, wo die Wohnung des Allerhöchsten sey; wo man ihn in seinem eigenen Hause finde? Das Haus Gottes ist die ganze Welt, das Haus Gottes ist die katholische Kirche, das Haus Gottes ist auch jede gläubige Seele. Aber anders ist er in der Welt, anders in der Kirche, anders in der gläubigen Seele. In der Welt ist er, wie der Gebieter in seinem Reiche; in der Kirche, wie der Hausvater in seiner Familie; in der Seele, wie der Bräutigam in der Brautkammer. — Wir alle sind in seinem Hause vermöge der Schöpfung, durch die er uns das Daseyn gegeben; wir sind in seinem Hause kraft des Glaubens, durch den er uns berufen; wir sind in seinem Hause durch die Liebe, in der er uns geheiligt hat. Bist du im Hause Gottes nur durch die Schöpfung, so ist auch der Versucher mit dir. Bist du im Hause Gottes nur durch den Glauben, so ist auch Spreu unter dem Waizen auf deiner Tenne. Bist du aber im Hause Gottes durch die Liebe — selig bist du alsdann; denn nun bist du nicht blos im Hause Gottes; du hast schon angefangen selbst ein Haus Gottes zu seyn, auf daß der, so dich

geschaffen, nun auch mit dir und in dir wohne. Dieß ist die Wohnung des Heils, dieß die Gezelte der Gerechten, in welchen die Stimme der Freude und des Jubels nie verhallt. Hat nun diese Herberge in uns sich aufgethan, so wollen wir auch einkehren und bei ihm wohnen. Dort werden wir Frieden finden und Ruhe, wo der zu wohnen sich herabgelassen, dessen Stätte in Frieden bereitet worden. Hat er aber noch nicht in uns Wohnung genommen, so lasset uns sie ihm erbauen; denn wenn wir ihm nur die Stätte bereiten, so kommt er gern zu uns, der uns ja darum erschaffen hat, daß unser Herr Jesus Christus in uns wohnen könne."

Mir hat diese kirchenväterliche Sprache gegenwärtig etwas ungemein Zusagendes. Fühlst du nicht auch, daß das etwas Anderes ist, als pietistisches Schmachten? Im Uebrigen hat der Protestantismus die Zeit der Richter im alten Bunde erneuert. Immer ist die Frage: wer wird den Krieg führen? (Richt. I., 1. XXI., 25.) Die Wahrheit aber ist lieblich wie die Hütten Kedar's, wie die Teppiche Salomons. Ich will singen das Lied der Liebe; darum ist mir der Scheidebrief verhaßt, den meine Väter der katholischen Kirche gegeben haben.

2.

Freund! das Zeichen dieser Zeit ist mir keine Wetterfahne; und wenn auch manche sich leichtfertig hin und her wenden — ich weiß es zu ehren, daß die besten meiner Zeitgenossen nach Begründung streben. Erlaubet auch mir, auf die meinen Bedürfnissen entsprechende Weise mich zu begründen. Lange genug habe ich nach einem sichern Standpunkt gerungen; was mir darüber klar geworden, ist dieses:

Es gibt nur zwei ganz consequente Richtungen; die eine finde ich ausgeprägt im katholischen Christenthum, die andere im radicalen Rationalismus. Von einem und demselben Prinzip aus ist in der katholischen Kirche alles, ja alles bis in die kleinsten Verhältnisse hinein, bestimmt und geordnet; nie hat man da gefragt: ist's auch vernünftig? ist's schön und zusagend? sondern immer nur: was ist überliefert? was durch göttliche Auctorität begründet? Dem so Gegebenen, so Begründeten hat man sich gläubig unterworfen, ohne die Härten, die jede Consequenz hat, zu scheuen; und so ist das katholische Kirchenthum geworden. Diesem gegenüber steht der Rationalismus in ähnlicher Consequenz; aber es ist zunächst die Consequenz des Negirens alles Positiven, und dann des Construirens einer Gedankenwelt, in welcher der absolute Vernunft-Abgott an die Stelle des persönlichen Schöpfers Himmels und der Erde tritt. So treibt hier der Geist, der stets verneint, sein Wesen; aber er treibt es mit Consequenz, und eben das ist es, wodurch er viele, die Sinn haben für Consequenz, umstrickt und fesselt. Mir graust vor dem Abgrunde einer solchen Gedankenwelt; und da auch mir Sinn für Consequenz gegeben ist, so halte ich mich an die des ruhigen klaren Stroms der kirchlichen Ueberlieferung.

Du erinnerst mich an das Wort: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, und fragst: wer hat die deutsche Sprache cultivirt? wer die dornenvolle Arbeit des Denkens übernommen? wer eine reichhaltige Literatur geliefert? Ich dagegen sage: von all dem ist im Christenthum zunächst überhaupt nicht die Rede. Christenthum ist die Wissenschaft und Kunst des frommen Lebens; diese

kannte das Heidenthum nicht, während es Dichter und Philosophen, und eine ganze klassische Literatur hatte. Der außer der Tradition Stehende ist gewissermaßen genöthigt, sich aus Nichts eine Welt zu machen, das heißt zu dichten und zu trachten — zu produciren. Dem in der Tradition Lebenden ist das Leben selbst das höchste Gedicht, „wie es ihm fortwährend gegeben wird durch den Schöpfungsproceß Gottes." Er steht mitten darin, genießt all seinen Reichthum und fühlt keinen Drang in sich, etwas Neues zu zeugen, da er ja Alles schon hat. Aber trunken vom Genusse, schaut er das schöne, ewige, einzig wahre Gedicht fortwährend an, möchte allen Wesen seine Freude mittheilen, allen das, was ihn so glücklich macht, zeigen, und gibt die schöne Welt, in der er lebt, im Bilde wieder. Er wird Maler oder Bildhauer; seine Dichtkunst ist Malerei oder Bildnerei. Ihm ist das Leben zur Anschauung gegeben, und er bildet es wieder; durchdrungen von ihm, ist ihm Alles alt, aber zugleich, weil sich das alte Leben immer wieder neu gestaltet, Alles neu. Was ihm neu wird, ist das Abbild seines Lebens selbst, und sein Gedicht ist kein neues Product, sondern nur das Abbild von etwas Gegebenem. Durchdrungen vom Leben fühlt er kein Bedürfniß, es selbst zu zeugen; er lebt im Leben selbst und fürchtet nicht es zu verlieren, kämpft nicht den furchtbar-riesenhaften Kampf, etwas, das ihm fortwährend entschwinden will, weil es nicht sein ist, festzuhalten, sondern, was ihm zum Eigenthum gegeben ist, genießt er ruhig. Und nur, wenn ihm in seiner schönen Welt eine andere entgegentritt, ihm diese streitig zu machen, wehrt er sich um sein Gut und durchdringt die fremde Welt, um sie in ihrer Unwahrheit

zu zeigen. — Er baut kein System, sondern durchdringt mit seinem Leben die außer ihm gemachten, und indem sein Leben sie zersprengt, zeigt sich, daß sie nicht vom Leben, also auch nicht von der Wahrheit sind. Aber ohne Bedeutung können ihm die gebauten Systeme nicht seyn; er muß sie kennen, um sie zu widerlegen. Ja, sie haben auch noch höhere Bedeutung für ihn. Selbst im Leben lebend, schaut er dieses fortwährend; er fühlt sich nicht von ihm getrennt. An sich selbst kann sich das Leben nicht reflectiren. Da reflectirt es sich an dem, was außer ihm ist, an den Systemen, und wird ihm aus einem angeschauten ein bewußtes. Wer sein Leben nicht an einem Leben außer ihm gebrochen sieht, wird desselben nie bewußt werden. Das ist ihm die große Bestimmung der Systeme, und dafür weiß er ihnen Dank. Selbst aber baut er sich kein System, denn er weiß, daß das Leben alles Lebens wohl verstanden, aber als solches nie begriffen werden kann. Und wenn er, vom System belehrt, sein eigen Leben zu durchdringen sucht, durchdringt er nur einzelne Theile, indem er weiß, daß er das Ganze, als das Unermeßliche, nicht im System zu durchdringen vermag. Aber dann geht auch diese Durchdringung in die tiefste Tiefe dieses Lebens; denn er steht ja mitten in ihr; und was kein System zu denken vermag, vermag er. Er darf nicht seine beste Kraft erst am Ganzen zersplittern, daß es ihm nicht entfliehe. Es entflieht ihm nicht; und während er in seine Tiefen dringt, strömt vom Ganzen ihm immerwährend neue Kraft zu. Er bebt nicht, den Faden außer Acht zu lassen und dann ihn auf immer zu verlieren; wo er hinschaut, findet er den Faden immer wieder. Aber während der im Leben Stehende

ohne ein System dennoch immer das Tiefste durchdringt, mag es auch kommen, daß ein anderer schwächerer Geist im Vertrauen auf das Leben, in dem er lebt, sich mit der Oberfläche begnügt, statt der Tiefe nur den schimmernden Spiegel derselben wiedergibt, der wohl sagt, daß er der Spiegel einer Tiefe sey, durch seinen schimmernden Glanz aber nicht in sie sehen läßt und selbst nicht in sie sieht.

So hat sich mir ein, wenn auch junger, doch im katholischen Leben erfahrner Freund hierüber ausgesprochen: Leopold Schmid, in seinen Vorlesungen über die Bedeutung der hebräischen Sprache. Ich habe absichtlich hierüber nicht selbst geredet, sondern Einen sprechen lassen, der Katholik von Haus aus ist, damit du mir nicht sagen kannst, ich rede von diesen Dingen in einer Weise, an welche vielleicht gar kein Katholik denkt. Du siehst, der Begriff der Ueberlieferung geht tiefer und weiter, als er gewöhnlich von euch gedacht wird. Es handelt sich nämlich dabei nicht blos um Einiges, was nicht gerade in der Schrift steht, sondern um das, was auch das geschriebene Wort lebendig macht. Das Leben und Weben in dem, was Gott in der Menschheit niedergelegt hat, damit sein Gedanke von ihr gedacht werde, und sein Reich in ihr bestehe: das ist das Thun des Traditionsgläubigen. Darum hat die katholische Kirche zwar keine heidnischen Dichter, wie ihr, aber desto mehr christliche Künstler; keine weltconstruirenden Philosophen, wohl aber in die Tiefen des Lebens eingehende Denker, zur Höhe der Anschauung sich erhebende Seher.

Ich habe es an mir selbst erlebt, wie da, wo die Kategorien des Gebens und Nehmens und des Zurück-

gebens des ausgewirkten An- und Aufgenommenen zerrissen und verkehrt sind, ein abenteuerliches Drängen und Treiben entsteht, eine babylonische Verwirrung der Art, daß man am Ende sich selbst nicht mehr versteht. Im Leben der Traditionsgläubigen ist alles unter diese Kategorien gestellt; und wenn es gleich gar viele nicht zum Auswirken des Aufgegebenen bringen, so ist doch immer die Gabe auf das bestimmteste zur Aufgabe gemacht, so daß diese keine Entschuldigung haben. Ich fühle mich, da ich auf dem Wege gnadenreicher Führung zum Glauben der Kirche gelange, in all dem auch auf besondere Weise verpflichtet. Wehe mir, wenn mich der Strom nicht trüge, der mich führen soll in's Meer des seligen Lebens! Du aber, mein Freund! mache dir nicht unnöthigen Kummer; freue dich vielmehr, daß mir Gott einen Tisch bereitet in der Wüste, durch die ich wandern mußte; daß er das Holz mir gezeigt hat, welches die bittern Wasser süß macht; daß er die Lieblichkeit seiner Wohnungen mir zu genießen gibt. Denn wisse, ich bin bereit, an seinen Altären meinen Eintritt in die katholische Kirche zu geloben. Ist mir dieser gestattet, dann will ich besingen die Erbarmungen des Herrn ewiglich, und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für. (Ps. 88.)

3.

Den 1. December.

Herr, erwähle meine Seele
Wie ein Bräutigam die Braut,
Denn hienieden findet Frieden
Nur wer Dir ist angetraut.

Dein Erwählen ist Vermählen,
Ist fürwahr ein Liebesbund;
Wer Dir trauet hat gebauet
Auf den rechten Felsengrund.

Dein Gewähren ist Verklären,
Ist der Aufgang aus der Höh
Aus dem Horte Deiner Worte
Quillt mir Heil für jeglich Weh.

Wie der Reben blühend Weben,
Die dem Weinstock einverleibt:
So gedeihet wer geweihet
In Dir, in der Liebe bleibt.

Herr der Ehren, wer kann wehren
Deiner Liebe heil'ger Macht,
Wenn auf gnadenreichen Pfaden
Aus dem Traum die Seel' erwacht?

Wellenschäume sind die Träume
Von des Lebens ird'scher Lust;
D'rum erwähle, traute Seele,
Himmelsruh' an Seiner Brust.

Ich habe heute zum erstenmal gebeichtet und empfange morgen, zum Feste meiner professio fidei, das Sacrament des Altars. Ich bin in der Beichte zurückgegangen bis auf die Stunde, wo ich zum erstenmal gesündiget, und habe mein ganzes von Sünde und Irrthum getrübtes Leben offen dargelegt. Mein Beichtvater hat das misereatur über mich gebetet, und mich losgesprochen kraft göttlichen Auftrages; und hat mit rührender Theilnahme zu Gott gefleht, daß Er in mir entzünden wolle das Feuer der Liebe, daß ich Ein Geist mit Ihm werde durch die schmelzende Kraft der Liebe. Heimgekehrt auf mein Zimmer, fand ich dasselbe von einem Freunde wundervoll geschmückt mit Heiligenbildern und Blumengewinden, und beleuchtet mit brennenden Lampen. Vor dem Bilde des göttlichen Erlösers und seiner Mutter habe ich bis gegen Mitternacht in Gebet und Betrachtungen verweilt, und rufe nun im Geiste dich herbei, dich zu überzeugen, daß meine Bekehrung kein Wahn

sey. So ruhig ist es nie in meiner Seele gewesen; und hätte ich die Gewißheit, daß auch diejenigen, von denen ich mich kirchlich getrennt habe, mich doch verstünden, und dürfte ich hoffen, daß auch sie das bessere Theil erwählten: so fehlete mir nichts mehr zu meiner Beseligung. Möge an uns allen der Wille Gottes geschehen und sein Reich zu uns kommen! Das Reich Gottes ist in uns, ist Friede und Freude in dem heiligen Geist. Beten wir für einander, daß die Liebe, die alle Wunden heilt, uns auch als Getrennte noch vereinige.

4.

Den 2. December.

Tausend Schmerzen in dem Herzen
Zog ich hin zur Ros' im Thal;
Und mein Warten in dem Garten
War ein süßes Freudenmahl.

In dem Garten, wo die harten
Herzen schmilzt der Liebe Gluth;
Wo im Bilde seiner Milde
Strahlt der Güter höchstes Gut.

Wo, wer büßet, wird geküsset
Mit dem Kuß von Seinem Mund;
Wo, wer leidet, wird geweidet,
Daß er ewig sey gesund.

Hab Erbarmen mit mir Armen,
Gib mir stets solch Himmelsbrod.
Solche Gaben wahrlich laben
Auch noch in der letzten Noth.

Die Seelenstimmung, für welche diese einfachen Verse zeugen, ist Frucht meiner gestrigen Communion. Ich bin nun über die Kluft, die sich zwischen mir und der Kirche aufgethan hatte, hinüber. Denn „hoffend

harrte ich auf den Herrn, und er nahm mich in Acht; und erhörete mein Gebet, und zog mich aus der Grube des Elends . . . . . und stellte auf einen Felsen meine Füße, und leitete meine Schritte; und legte in meinen Mund ein neues Lied, Lobgesang auf unsern Gott.“ (Ps. 39).

Wunderbar, wie das Gemeinste im leiblichen Leben zum Zeichen wird für das Höchste und Tiefste im Geistesleben! Was ist alltäglicher, als die Worte: speisen, tränken, nähren? Und doch, welch ein Geheimniß schließen sie in sich in der Sprache des Glaubens. Eben so ist's mit dem Athmen. Das leibliche Athmen als Ein- und Ausathmen besteht, wie die Physiologen lehren, einerseits in einem beständigen Assimiliren der Lebensluft mit dem Blute des Leibes, und somit eigentlich in einer Verleiblichung der Luft, in einer Verwandlung der Luft in Fleisch und Blut, anderseits in einem beständigen Ausscheiden des Todten und Abgestorbenen im lebenden Leibe. Auch im Leben der Seele gibt es ein Athmen mit der doppelten Function, einmal, die Seele gleichsam zu überkleiden mit dem Geiste aus Gott, indem sie an sich zieht und in sich aufnimmt, wessen sie bedarf zur Ergänzung ihres Lebens, sodann zu absorbiren, was der höhere Lebensanhauch verzehrt und tödtet Die Seele athmet im Aether des Geistes, wenn sie gehoben wird von Andachtsgluthen, und sie scheidet von ihrem Leben das Todte aus, wenn sie durch Buße ihr Heil wirket. Gebet und Buße: das sind die Organe ihrer Transformirung in das göttliche Leben.

Während der Leib durch's Athmen aus der Atmosphäre nimmt, was er braucht zur Ergänzung und Er-

haltung seines Lebens, empfängt er zugleich aus der unteren Region des Geschaffenen in Speise und Trank die Nahrung, die er nöthig hat, um im Athmungsproceß nicht verzehrt zu werden. Denn eben weil die ausgeathmete Luft eine andere ist als die eingeathmete, indem der Sauerstoff der Luft mit jedem Athemzuge den zur Kohle werdenden Stoff unsers Leibes zu sich nimmt und verzehrt; so würde der Leib bald eine Beute dieses starken Essers werden, reichte der magnetische Faden, der alles Einzelne zu einem harmonisch beschlossenen Ganzen vereint, nicht hinabwärts von dem lebenden Leibe nach einer andern Seite der Körperlichkeit, d. h. würde der Leib, der nach oben hin sich beständig zur Speise darbeut, nicht selber auch nach unten hin zu einem Esser*). Auch der innere Mensch bedarf, damit das Band seiner Kräfte nicht auseinander gehe, des Gleichgewichts zwischen Nehmen und Geben; auch er muß, wie er sich einerseits zur Speise gibt, selber wieder Speise empfangen. Während nun der Gläubige im Reinigungsfeuer der Buße jenem Opfer gleicht, welches das Feuer des Himmels verzehrte, ergänzt er den Proceß seines Geisteslebens auf wundervolle Art durch Speisung von Dem, der sich uns substantiirt, damit wir uns in ihn transformiren. Siehe, das Wort, das im Anfang war, ist Fleisch geworden. Fleischwerden: was bedeutet das? Es heißt, nach biblischem Sprachgebrauch vor allem Knechtsgestalt annehmen, und diese Gestalt eben ist es, welche die Herrlichkeit des Herrn am herrlichsten offenbart. So geht das Licht spurlos durch weite, öde

---

*) Nach Schubert's Geschichte der Seele.

Räume; da aber, wo es sich an der dunkeln planetarischen Masse bricht, wird es als Licht offenbar. Der Herr der Herrlichkeit bedurfte nicht der Knechtsgestalt; aber damit offenbar würde, was die Liebe vermag, verkleidete er sich in's Gewand der Sterblichkeit. Und als er im Wetter des Leidens einging in Todesnacht, da war die Garbe gereift, welche das Brod des Lebens enthielt. Fleischwerden heißt also auch, seine eigene Substanz zur Lebensspeise machen. Das eben ist die Stärke der Vereinigung, die Christus mit den Gläubigen eingegangen, daß sie nicht nur auf seinem Wesen beruht, sondern daß dieses sein Wesen sich in ihr fortwährend als lebendige Gegenwart setzt. Sein Leben spendender Leib ist überall, wo Er gewollt hat, daß er sey. Es war sein letzter Wille, daß er sich den Seinigen mit Gottheit und Menschheit zur Lebensspeise machte. Die Feier der damit der Menschheit erwiesenen Wohlthaten, als Feier der Verwandlung in sein Bild, ist die Eucharistie. Hier gilt, was ich einst in den Schriften eines Theosophen gelesen: „Die Sonne dringet mit all dem, was sie an Kraft und Wesen ist, aus sich aus in die ganze Welt, und gibt sich selber allen Elementen, Wesen und Creaturen, allen Kräutern und Bäumen, auch allem creatürlichen Leben, und wirket in allem was sie nur annehmen will, und zerreißet sich doch selber nicht, wenn sie aus sich ausgeht und sich den Kreaturen gibt, sie bleibet immerdar ganz, und gehet ihrem Wesen nichts ab. Also ist auch das Abendmahl Christi zu verstehen. Das Kraut der Erde thut nichts, und kann nichts thun ohne der Sonne Kraft; es hungert nur darnach, und in denselben Hunger scheinet die

Sonne ein und zündet den Geist des Krautes an. Sobald solches geschieht, so wirket sie drinnen, daß der Sonne Kraft im Kraute wesentlich oder begreiflich wird, und mit demselben wächst, und dasselbe bewirkt und in Leiblichkeit wandelt; dadurch das Kraut sonnisch (sonnenhaft) wird, und zur Frucht wirket."

Fürwahr, es gehört die ganze Blindheit des irdischen Sinnes dazu, um den innigen Lebensverkehr, in welchem das nahrungsbedürftige Geschöpf zu seinem nährenden Princip steht, zu verkennen, zu verschmähen. Wo dieser Verkehr unterhalten und gepflegt wird, da allein stellt sich auch das rechte Verhältniß zur Welt her. Die gläubige, vom Leib des Herrn lebende Seele gleicht in ihrem Verhältniß zu Gott und der Welt einem Gnadenbilde. Wie ein solches ein geheiligter Leiter ist zwischen heilenden Kräften von oben und hilfsbedürftigen kranken Herzen, so hat auch die Seele, als Sitz des aus der Materie erhobenen Gottesbildes, ein basisches Verhältniß zu Gott, und damit zugleich eine magische Beziehung zur Welt. In dieser Doppelbeziehung ist die Seele, die gläubige und liebende, nicht nur selbst ein Wunder, sie wird auch oft erwählet zum Wunderthun. Dafür zeugt das kirchliche Leben in unzählig vielen Beispielen.

Laß es dir gefallen, mein theurer Freund, daß ich mich über diesen wichtigen Gegenstand in etwas doctrineller Form gegen dich ausgesprochen habe. Ich liebe es sonst nicht, wie du weißt, daß ein Freund gegen den andern lehrend und abhandelnd auftrete. Aber jemehr dir daran gelegen seyn muß, dich über meine Conversion zu verständigen, desto weniger darf ich es scheuen, den Zusammenhang der Gedanken darzulegen, den ich in der

katholischen Lehre gefunden habe. Du pflegst zu fordern, daß man sich bei dem was man thut, auch etwas Vernünftiges müsse denken können; nun ich meine, daß der Parallelismus des Himmlischen und Irdischen, der, wie ich gezeigt, für uns im Abendmahle liegt, nichts Unververnünftiges sey; und wenn von dir noch irgendwie Einwendungen gemacht werden, so könnte dies nur etwa die Lehre von der Transsubstantiation und die daraus gezogenen Consequenzen betreffen; du könntest z. B. mit Hegel behaupten: daraus, daß in der Hostie Gott als „empirisches Ding" der religiösen Anbetung präsentirt werde, müssen sich nothwendig auch nur äußerliche, d. i. ungeistige Verhältnisse ergeben, und was die Communion selbst Innerliches und Geistiges voraus habe, scheitere wiederum an diesem ersten und höchsten Verhältniß der Aeußerlichkeit. Doch ich hoffe, du wirst deinen sonst offenen Sinn für Wahrheit nicht gerade in diesem Falle verleugnen. Nur ein ungläubiger Idealist kann behaupten, daß bei uns Gott als „empirisches Ding" der Anbetung präsentirt werde. Das soll er bei den Fetischdienern suchen; wir, für welche die Substanz des Brodes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Christi verwandelt ist, beten nichts andres an, als den Fleischgewordenen Gott, und Unsinn ist nur da zu Hause, wo man meint, den Leib des Herrn zu empfangen ohne Consecration und Transsubstantiation. Hegel meint, durch unsere Lehre werde der Geist gebunden unter ein Außersichseyn, wodurch sein Begriff im Innersten verkannt und verkehrt, Recht und Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Gewissen, Zurechnungsfähigkeit und Pflicht in ihrer Wurzel verdorben seyen. Ich lese darin nichts als das Bekenntniß,

daß jede Art des Glaubens an einen Gott, der außer dem menschlichen Bewußtseyn persönlich ist und als solcher angebetet wird, ein Greuel sey, und beschuldige darum diesen Philosophen des bösen Willens, die katholische Lehre zu nehmen, wie sie ist. Ihm gegenüber halte ich mich an das einfache Wort des Herrn; und konnte auch Luther nicht über dieses hinaus, so gern er um der „Papisten“ willen darüber hinausgegangen wäre, so wird es wohl endlich einmal an der Zeit seyn, die aus „Papistenhaß“ hervorgegangene Inconsequenz aufzugeben, oder jenes Wort selbst anzugreifen, und also seine Stellung unabhängig von Christus und eigentlich über Christus zu nehmen. Kirchenglaube oder radicaler Rationalismus — es gibt für mich, um consequent zu seyn, kein Drittes.

5.

Mein letztes Schreiben ist dir in sofern erfreulich gewesen, als es dir die Ueberzeugung gewährt, daß mir die Dogmen der katholischen Kirche keine bloße Umzäunung, sondern zugleich ein Feld freier Lebensthätigkeit sind, und du forderst mich auf, in meinen Mittheilungen fortzufahren, da es dich nicht wenig interessire, zu sehen, wie ein Freund, mit dem du früher in allem einig warst, sich in Dinge finden konnte, die deinem Geiste fremd sind, so wenig du auch mit denen übereinstimmen kannst, die in der katholischen Kirche weiter nichts sehen, als eine Anstalt für hierarchische Beknechtung und falsche Beruhigung. Namentlich wünschest du über zwei, die beiden Sacramente der Buße und des Abendmahls betreffende Punkte nähern Aufschluß. Du fragst, wie ich es habe über mich gewinnen können, die Art der Buße zu billi-

gen, die gegenwärtig in der katholischen Kirche üblich ist, wenn es gleich ein Vorzug seyn möchte, daß bei uns noch das Sacrament der Buße besteht. Ferner, welchen Begriff ich vom Opfer habe, diesem Stein des Anstoßes für alle Protestanten. Diese Fragen setzen mich keineswegs in Verlegenheit.

Die erste Frage anbelangend, geht deine Meinung, wenn ich dich recht verstehe, dahin, daß sich bei uns hinsichtlich der Buße allmählich eine laxe Praxis gebildet habe. In der älteren Kirche suchte man zwischen Schuld und Strafe ein Verhältniß festzustellen, und die ungeheure Strenge der Bußwerke bewies genugsam, daß man auch von der Schwere der Schuld den strengsten Begriff hatte. Dann aber fand sich, daß ein gleiches Verhältniß theils gar nicht herzustellen sey, theils, wenn auch, so gut es eben gehen wollte, hergestellt, doch nicht festgehalten werden könne, weil jeder einzelne Fall zu eigenthümlich bedingt erscheint, als daß es mit dem Unterordnen unter eine allgemeine Regel sein Bewenden haben könnte; dann auch, weil ein zwecklos fortgesetztes Büßen so wenig heilende Kraft hat, daß es eher wieder krank machen dürfte; und zwecklos ist es überall, wo es keine Beziehung mehr zur Heilung hat. Kurz, die Macht des wirklichen Lebens, vor allem das Emporkommen des Gefühls der persönlichen Freiheit, hat das alte Bußsystem verschlungen; aber weil die katholische Kirche nie etwas aufgibt, was einmal Daseyn in ihr gewonnen, begnügt sie sich nun mit dem dürftigen Schatten desselben, statt daß sie, durch Erfahrung belehrt, das Bekenntniß nicht hätte scheuen sollen: es gibt keine andere Gott wohlgefällige und dem Menschen heilsame Buße, als die

im Opfer des Eigenwillens, in der Umwandlung der Gesinnung bestehende, die dann von selbst zu guten Werken treibt. So lieber Freund, habe ich mir erlaubt deine Frage auszulegen, die einfach genommen, diese ist: Wie läßt es sich rechtfertigen, daß bei uns die Vergebung der Sünden geknüpft wird an die Verrichtung einzelner guter Werke, an Gebet, Fasten, Almosengeben u. s. w.? — Ich bin mir über so manches klarer geworden dadurch, daß ich einen schwierigen Begriff mit andern, mir bereits einleuchtenden Begriffen zusammenhielt, um durch Brechung an den andern, durch Zersetzung und Vergleichung seine tiefer liegenden Momente aufzufinden. So verglich ich z. B. die Sündenvergebung mit dem Begriff des Wunders, als ich einmal die Worte Christi las: „was ist leichter zu sagen: stehe auf und wandle, oder: dir sind deine Sünden vergeben?“ Die Wunder, die einerseits die Durchbrechung einer Schranke sind, bedürfen doch auch wieder einer basischen Gebundenheit, damit die höhere Kraft in der niederen Sphäre sich manifestire; wie sich denn in allem gewordenen Leben eine Basis, eine Schranke findet, ein Stoff, an welchen die Lebensbewegung geknüpft ist. Moses gebraucht auf göttliches Geheiß zu seinen Wundern den Stab; an den Schlag des Stabes, an sein Ausstrecken der Hand über die Wasser scheint die himmlische Gewalt geknüpft zu seyn.*) Die bittern Quellen trinkbar zu machen, wird ein gewißes Holz in dieselben gelegt. **)

---

*) 2 Moses 8, 16. 17.
Ebendas. 14, 21. 26. 27.

**) 2 Mos. 15, 25.

Die Heilung vom giftigen Schlangenbiß ist abhängig gemacht vom Anblick der ehernen Schlange, die Moses errichtet hatte.*) In Kana verwandelt Christus Wasser in Wein.**) Dem Weibe, welches achtzehn Jahre lang den Spiritus infirmitatis gehabt hatte, legt Christus die Hand auf, indem er sie heilt.***) Um die Augen des Blindgebornen aufzuthun, bestreicht er sie mit seinem mit Erde gemischten Speichel.

So fast bei allen Wundern der Heilung; und da, wo die Heilung auf das bloße Wort erfolgt, ist es doch immer ein bestimmtes Wort, welches gesprochen wird, z. B. „stehe auf und wandle!"†) Doch nicht genug, daß der Wunderthäter selbst eines Mediums bedarf, worin die Wunderkraft sich fasse; auch der, an welchem das Wunder vollbracht werden soll, muß ihm eine Basis bieten, nur daß diese hier sittlicher Art ist, nämlich Glaube, Vertrauen. Und so verhält es sich auch mit der Sündenvergebung, die ein Wunder der Heilung am innern Menschen ist. Die Macht, Sünden zu vergeben, kommt von Gott. Zum Träger dieser Macht hat er in seiner Kirche den Priester gemacht. Die Basis nun, daß der wunderthätige Act zu Stande komme, ist im Zuge von Gott durch den Priester zum Sünder die Absolutionsformel, und im Zuge von dem durch den Priester absolvirten Sünder zu Gott die auferlegte Buße. Für diesen, den Sünder, faßt sich die Gewißheit der Sündenvergebung in der Buße, als der Bethätigung der Reue, als der

*) 4 Mos. 21, 8. 9.

**) Joh. 2, 6 — 11.

***) Luk. 13, 11 — 13.

†) Joh. 5, 8.

relativen Genugthuung für die begangenen Sünden; und mag das Bußwerk auch bisweilen im Verhältniß zur Schuld unbedeutend scheinen, genug, wenn es in seiner Wirkung dem Holze gleicht, welches die bitteren Wasser süß machte, oder der ehernen Schlange, welche das Zeichen war, um vom tödtlichen Natternbiß geheilt zu werden.

Für diese mir eigenthümliche Auffassung der Buße kann ich dir gerade keine bedeutende kirchliche Auctorität anführen; aber ich zweifle nicht, daß sie katholisch sey, da es katholisch ist, daß in der Scala Sacramentalis der Kirche überall ein allgemeines Weltgesetz waltet, nämlich dieses, daß das Objective durch organische Vermittlung sich subjectivire, und Geben und Nehmen in einander aufgehe durch Auswirken des vorerst nur Gegebenen. Dies läßt sich sonnenklar nachweisen im Begriff des Opfers.

Hierüber hat — wirst du's glauben? — die neuere Philosophie mich auf das Rechte gebracht; doch bin ich im Stande, auf eigene Weise von der Sache zu reden. Das creatürliche Leben, sage ich, ist mit dem Widerspruch behaftet, daß es nicht in sich selbst leben kann, ohne den Tod zu wecken, und nicht in Gott leben kann, ohne sich selbst zu sterben. Dieser Widerspruch wird gelöst durch die Wiedergeburt. Erst das wiedergeborne Leben ist wahres, unsterbliches Leben, denn es ist, nach Ueberwindung des an ihm haftenden Widerspruchs, im Einklang mit dem göttlichen Lebensprocesse selbst. Wie kommt aber die Creatur zur Wiedergeburt, und was ist diese? Es muß vor allem die verhärtete Basis ihres Lebens, wel-

ches nur den Tod gebärt, durchbrochen werden, dagegen die Basis des Lebens, welches das Sterben zu seiner Voraussetzung hat, entwickelt werden. Jene verhärtete Basis ist der Eigenwille, womit das Geschöpf sich selbst will, und alles Andere nur um seinetwillen. Sie muß durchbrochen werden, was nach Verlust der ursprünglichen Einheit des Lebens nur möglich ist durch Gnade. Erst wenn die Gnade wie ein Wetterstrahl die Enge des partiellen Lebens sprengt, ist die Erhebung in den großen Zusammenhang des Lebens möglich. Nur zu dem kann man erhoben werden, wozu man ursprünglich schon gesetzt und bestimmt war. Aber eben weil zunächst nur von einem Erhobenwerdenkönnen die Rede ist, muß der Erhebung vorausgegangen seyn eine Deprimirung; der restitutio, eine destitutio. Da nun letztere eben so gewiß auf eine ursprüngliche institutio zurückdeutet, wie die Finsterniß das Licht voraussetzt, so erscheint die Wiedergeburt mit ihren Folgen als restitutio in integrum in dem Sinne, daß der Mensch, als wiedergeborner, das nun wirklich ist, was er anfangs nur wesentlich war: ein mit dem göttlichen Lebensprocesse zusammenathmender Geist. Mit dieser restitutio ist der Mensch im Reiche Gottes constituirt. Weil ihm aber die Basis dazu, die er verloren, gegeben werden mußte, so folgt, daß diese Constituirung nur möglich war durch Substituirung. Die Substitution nun, um uns zur göttlichen Reichsstandschaft zu erheben, war das Opfer Christi. Nur der Unschuldige konnte für die Schuldigen zahlen, damit die Enge des Lebens durchbrochen und die göttliche Liebe- und Lichtregion wieder gewonnen werde. Aber der Opferact Christi ist, obwohl bis zum Ueberfluß voll-

ständig, doch zunächst nur ein allgemeiner, weil objectiv vollbrachter; und es wäre uns nicht damit geholfen, wenn er nicht an jedem Einzelnen subjectiv vollzogen, und damit an ihm zum besonderen würde. Wie geschieht das? Antwort: durch die wirksame Wiederholung desselben Actes im unblutigen Meßopfer. Durch dieses, das Meßopfer, ist Christus, als der für unsere Constituirung im Reiche Gottes sich Substituirende, fortwährend wirksam, und unsere ganze christliche Wirklichkeit beruht auf dieser seiner steten Wirksamkeit. Das Meßopfer ist die fortwährende Entwicklung der Basis, welche durch den Tod Christi frei geworden ist, zum Vollgenusse der Früchte des von ihm dargebrachten Opfers.

Diese Grundgedanken zu einer Theorie des Opfers gab mir zuerst Raimundus de Sabunde, der es mit klaren Worten sagt, durch das sacramentalische Opfer, also durch den Opfercultus, mache der Mensch das ganze Leiden und Sterben Jesu Christi sich eigen, und wende sich dessen Verdienste zu. Denn der Tod Christi selbst, setzt er hinzu, ist Allen gemeinsam wie die Sonne, und Jedermann kann ihn ganz sich zu eigen machen. (Per talem memoriam, d. h. durch die sacramentalische Gedächtnißfeier, homo facit totam mortem et passionem Christi Suam, et applicat eam sibi.) Aber wie Einer von der Kraft der Sonne, übersetze ich weiter, in einem Garten nur so viel empfängt, als er den Garten dazu disponirt, so empfängt hier auch der Einzelne vom Verdienst und der Kraft des Leidens Christi nur nach dem Maaße seiner Verehrung desselben. Darin eben unterscheidet sich das Sacrament der Eucharistie, welches zugleich Opfer ist, von der Taufe, daß hier das Verdienst

Christi dem Menschen zugewendet wird, als hätte er es selbst erworben (d. h. in seiner Allgemeinheit und Ganzheit); dort aber, in der Eucharistie, öffnet nun auch der Mensch sein Inneres dem großen Opferact in allen seinen besondern Theilen. —

In der neuesten Zeit hat Möhler in seiner allbekannten Symbolik auf dieselbe Weise diesen Gegenstand behandelt. „Das sacramentalische Opfer, sagt er, ist auch ein wahrhaftes Opfer, ein Opfer im eigentlichen Sinne, jedoch so, daß es in keiner Weise von allem Uebrigen, was Christus für uns noch that, getrennt werden darf. In diesem, wenn wir uns nun einmal so ausdrücken wollen, letzten Theile des objectiven Opfers soll eben dieses subjectiv werden, uns eigen. Als der am Kreuze sich Opfernde ist Christus uns noch fremd, im Cultus aber unser Eigenthum, unser Opfer; dort ist er das allgemeine Opfer, hier das Opfer für uns insbesondere, für jeden Einzelnen aus uns; dort war er nur das Opfer, hier wird er als solches verehrt und anerkannt; dort wurde die objective Versöhnung vollzogen, hier die subjective theils gepflegt und gefördert, theils ausgedrückt.“

Du siehst, mein Freund, hier ist überall organischer Zusammenhang und Leben. Wie elend und nur auf der Oberfläche spielend erscheint dagegen der Einwurf Luthers, es sey eine Unverschämtheit, daß wir meinen, wir könnten Gott etwas wiedergeben, was er uns freiwillig geschenkt hat. Hat nicht im Grunde jede Gabe Gottes die Bestimmung, daß sie ausgewirkt zurückgegeben werde?

So viel, Theuerster, verstehe ich für jetzt von diesen in die Tiefe gehenden Dingen. Ich hoffe aber,

daß ich, in ihnen lebend, weiter geführt werde, von Klarheit zu Klarheit, bis mir das Geheimniß offenbar wird im Schauen, wenn ich einst eingegangen bin in meines Herrn Freude. Möge auch dir die Hand erscheinen, die mich aus der Grube gezogen, daß du nicht mehr dir lebst, sondern Christus dein Leben sey. An Christum glauben als den Sohn des lebendigen Gottes, und nicht katholisch seyn wollen: das ist mir ein unbegreiflicher Widerspruch.

Schluß.

Als Jüngling hatte ich mir zugerufen: erwache zum Werke der Menschheit. (S. Kap. I. S. 12.) Bin ich der Gesinnung, die sich darin aussprach, durch Uebernahme des Priesterthums untreu geworden? Manche meiner früheren Freunde scheinen es so anzusehen. Ich dagegen behaupte, mein gegenwärtiges priesterliches Leben und Wirken ist die Erfüllung dessen, was ich in früheren Jahren, ohne mich und die Welt genügend zu kennen, gewollt und gehofft habe. Das Erste wozu ich als Priester verpflichtet bin, ist das Breviergebet. Hebe ich in der Matutin an: Venite, exultemus Domino, jubilemus Deo salutari nostro etc., so weiß ich, daß Tausende mit mir durch alle Lande, wo die katholische Kirche herrscht, dasselbe thun, und in Gemeinschaft, und eigentlich um der Gemeinschaft willen beten, ist jedenfalls erhebender, als das bloße Privatgebet. Dazu kommt, daß der gegliederte Inhalt des Officiums mir täglich einen Abschnitt aus der heil. Schrift, etwas aus den Homilien der Kirchenväter, so wie aus der Legende der Heiligen zu Gemüthe führt, und mich auf diese Weise im Zusammenhange mit der kirchlichen Vergangenheit erhält, so daß mein Gebet nicht

bloße individuelle Herzensergießung ist. Das Zweite, was ich dann thue, ist, daß ich dem Allerhöchsten das hochheilige Meßopfer darbringe. Dasselbe wird dargebracht für Lebende und Abgestorbene, als ein wahres Bitt-, Dank- und Sühnopfer, und ist die Feier der in Christo von Gott der Menschheit ertheilten Wohlthaten. Komme ich an die Stelle: Memento Domine famulorum Famularumque tuarum, dann rufe ich diejenigen, die mir theuer sind, oder die sich meinem Flehen anempfohlen haben, herein in die Gemeinschaft der heiligen Handlung, die ich im Namen der Kirche verrichte.

Ich bin also auch hier nicht auf mich beschränkt, sondern auf besondere Weise an meine Brüder und Freunde in Christo gewiesen. Ich habe ferner den Beichtstuhl zu hüten. Heilsbedürftige Menschen eröffnen mir da ihr Herz mit allen seinen Schwachheiten und Gebrechen; ich verordne ihnen die heilsame Arznei der Buße, und führe sie zurück in den Stand der Gnade, wenn sie denselben durch schwere Versündigung verloren haben. Ich bekenne, mich nie inniger an die Menschheit gebunden zu fühlen, als wenn ich in der Beichte Schmerzen stille und Wunden heile, oder auch verhärtete Gemüther erweiche. Werde ich endlich an das Krankenlager gerufen, so nehme ich Theil an der menschlichen Gebrechlichkeit; ich verweise auf Christus und seine Heiligen, indem ich zur Geduld ermahne; und habe ich einem Sterbenden beizustehen, so empfehle ich seine Seele der Barmherzigkeit Gottes, und spreche über sie den kirchlichen Segen, daß ihr, wenn sie dahinfährt, entgegenkomme die glänzende Schaar der Engel und Auserwählten. — So ist alles, was ich als Priester thue, zum Nutzen und

Frommen der Brüder; wie wäre ich denn dem Rufe untreu geworden: erwache zum Werke der Menschheit!

Mein Leben hat durch die Priesterweihe nicht nur selbst die allerbestimmteste christliche Gestalt gewonnen; ich rufe auch Andere herbei, lebendige Glieder des Leibes Christi zu werden, in welchem sich die Menscheit zu einem Tempel Gottes erbaut.

„Wohl dir, wenn es so ist," höre ich da den Einen oder Andern von den Frommen unter den Protestanten sagen; „aber warum bedurftest du der römisch-katholischen Hierarchie, um mit Gott und der Menschheit in den rechten Zusammenhang zu treten? Warum gabst du die rein evangelische Vermittlung auf, da doch deine eigene früheste Lebenserfahrung dafür zeugt, daß diese Vermittlung im Bereich des Protestantismus möglich und wirklich ist? Oder fehlte sie etwa deinem frommen Vater? Fehlte sie so vielen Andern in deiner frühesten Umgebung?" Hierauf erwiedere ich: Wohl habe ich mir vor meiner Conversion die Frage gestellt: wie kann sich möglicher Weise dein christliches Leben gestalten, falls du Protestant bleibst? Drei Richtungen, sagte ich mir, bieten sich dir dar, an deren eine du dich würdest anschließen müssen. Diese sind die rationalistische, die pietistische, und eine dritte, die vorzugsweise darauf Anspruch macht, für die geschichtliche gehalten zu werden. Die rationalistische aber hatte ich längst als seicht und inconsequent erkannt: als seicht, weil sie an die Stelle der dogmatischen Tiefe das bloße Räsonnement des gemeinen Menschenverstandes setzt; als inconsequent, weil sie nach Hinwegerklärung des Positiven in der Offenbarung doch noch sich anmaßt, für christlich gelten zu wollen. Die

pietistische Richtung hatte für mich das Verehrliche, daß sie noch am Positiven, soweit es innerhalb ihrer Sphäre möglich ist, festhält; darin aber, daß sie in den engen Grenzen des Sectengeistes eingefangen ist, und keine andern Bedürfnisse hat, als die einer ganz antisocialen Herzensreligion, stand sie mir selbst unter dem Rationalismus. Es blieb mir also nur die s. g. geschichtliche Richtung übrig, die mit nichts Geringerem umgeht, als die positive Religion zur wissenschaftlichen zu erheben. Ich verkenne nicht, daß sie von Allem was sich auf dem Gebiete des Protestantismus hervorgethan, das Geistigste sey. Wird sie aber auf eben diesem Gebiete jemals zur Reife gelangen können? Die geschichtliche Philosophie setzt auch eine durch und durch geschichtliche Religion voraus, und eine solche ist nur die katholische, in welcher ununterbrochen der Strom der Ueberlieferung fließt. Was hat doch der für Ursache nicht katholisch seyn zu wollen, der das Dogma der Trinität, der Incarnation und die zunächst damit zusammenhängenden Lehren anerkennet? Wenn einmal die zunächst, warum nicht auch die entfernter damit zusammenhängenden; warum nicht das ganze consequente System? Wer ohne eigentlich kirchliches Bedürfniß philosophirt, mag sich darüber leicht beruhigen; nicht so derjenige, dem die freie Bewegung im kirchlichen Gesammtbewußtseyn die Basis der philosophischen Speculation ist, da denn die positive Religion und die philosophische Speculation als ein und dasselbe System des Lebens erscheinen.

Uebrigens machte ich, so lange mir noch eine entscheidende Erfahrung im Gebiete des Kirchlichen abging, allerdings Versuche, in die Ordnung der Dinge, an die

ich nun einmal durch meine Geburt gewiesen war, zurückzukehren. Ich wendete mich in dieser Absicht an den angesehensten Geistlichen in meiner Heimath. In einem Schreiben, das, weil es gut gemeint war, auch eine gute Aufnahme hätte finden sollen, legte ich, wie wenn ich beichtete, die Geschichte meiner Erfahrungen dar, und bat um Weisung, was ich thun solle, um mich meiner Heimath nicht für immer zu entziehen. Was that der protestantische Prälat, an welchen ich meine Bekenntnisse richtete? Er, ein das Land rationalisirender Superintendent, antwortete mir auch nicht eine Sylbe. — So haben also die Männer, die ein Privilegium auf die Vernunft zu haben sich vermessen, kein Herz für diejenigen, die Gott andere Wege führt, als sie meinen, daß Gott einen Jeden führen müsse?

Mit dieser Frage wendete ich mich ab von dem Gedanken, wieder einzulenken in das alte Geleis, und verfolgte selbstständig die betretene Bahn. Ich danke Gott, daß ich damals kein Gehör fand. Denn was hätte aus mir werden können? Die Pietät, in der ich erzogen worden war, hätte ich in meiner Heimath nicht mehr gefunden. Die Menschen waren dort, wie ich bei einem Besuche von München aus mich überzeugt hatte, so modern protestantisch geworden, daß von einer Einheit der Confession nicht mehr die Rede seyn konnte. Für das Höchste galt die Theologie, die in den „Stunden der Andacht" herrscht, und wer nicht verlassen und verstoßen seyn wollte, mußte mit dem Strome schwimmen. Ich würde nirgends mehr als in meiner Heimath in der Fremde gewesen seyn, nachdem ich mich in dem, was meinen Landsleuten für egyptische Fremde galt, einzuleben be-

gonnen hatte. Gegen den Rationalismus, diese Schola tyrannica, ist die Hierarchie das sanfteste Joch, das ich tragen kann.

Ja ich danke Gott, daß er die Versuchung, auf dem Wege in's Innere des Heiligthums wieder umzukehren, an mir hat vorübergehen lassen; ich danke ihm dafür von Herzen, auch nachdem ich inzwischen viel Bitteres und Herbes erfahren habe. Doch vergessen sey, was überwunden ist, und nur von solchen Trübungen will ich reden, die nicht mich allein berühren. Wenn nämlich auf der einen Seite das Organische, welches der Charakter alles Katholischen ist, als das feste Band, welches ein Zerfallen in lauter Bruchstücke unmöglich macht, gut und nothwendig ist, so ist doch auch immer die Gefahr damit verbunden, daß die Aeußerlichkeit zu überwiegend und vorherrschend werde; und daß sie dieses vielfach geworden, bedarf um so weniger der Verheimlichung, als bei einem organischen Verbande momentane Stockungen unvermeidlich scheinen.

Die Kirche hat sehr schwere Zeiten zu bestehen gehabt, Zeiten, wo sie sich damit begnügen mußte, das ihr Anvertraute zu wahren gegen furchtbare Gewalten; wo eben darum für lebensreiche Innerlichkeit weniger gethan werden konnte. In solchen Zeiten war die äußere Macht, der hohe Rang der Bischöfe das Mittel, dessen sich die Vorsehung bediente, mitten in die Verwirrung kräftig einzugreifen, und den Bau der Kirche aufrecht zu halten. Dann kamen aber auch solche, die, nicht gedenkend des Wortes: „ein Bischof soll unsträflich seyn," um der Macht und des Ranges willen den Episcopat begehrten. Die Disciplin ward vernachlässigt, die Sittlichkeit verhöhnt, und nur im äußern

Thun genügte man der Vorschrift und dem Herkommen. So besonderes in der deutschen Kirche, die sich am wenigsten wahrhaft großer und heiliger Bischöfe erfreut hat. Wie der Hirte, so die Heerde.

Ein weltlich gesinnter Bischof wird in der Regel auch mit einem ungeistlichen Clerus sich umgeben, und dieser wiederum unerbaulich auf das Volk wirken. Grandis dignitas sacerdotum, sed grandis ruina eorum si peccant, ruft Hieronymus aus. In der That, gegen die altkatholische Strenge war später die Hierarchie hie und da zur Ruine geworden, ob es gleich auch an Heiligen in ihrer Mitte zu keiner Zeit gefehlt hat. Das Uebel, das somit in die Kirche gekommen, ist, trotz kräftigen Gegenwirkungen, nicht ausgerottet, und kann es wohl auch allgemein nie werden, da die Idee der Hierarchie zu großartig ist, als daß sie nicht immer an einzelnen unwürdigen Gliedern derselben scheitern sollte. Was ist da zu thun? Die Forderung der Weisheit scheint mir in dieser Hinsicht die zu seyn, daß man in Geduld und Demuth trage, was unvermeidlich ist, ohne es aufzugeben, zur Minderung des Uebels mitzuwirken. Dieses Mitwirken ist vor allem dadurch bedingt, daß jeder bei sich selbst anfange, um Ordnung und Zucht im Hause des Herrn herzustellen. Die Kirche fordert dabei nichts Unmögliches von ihren Dienern; denn daß sie dieselben auf den Cölibat verpflichtet, hat, abgesehen von allen andern Beziehungen, die Erfahrung für sich, daß es leicht sey, Fleisch und Blut zu beherrschen, wenn man im Geiste lebt. Sehe nur jeder Priester zu, daß das Vertrauen, welches die Kirche in ihn setzt, an ihm nicht zu Schanden werde; bewahre nur jeder die Reinheit der mystischen Ehe

seines Priesterthums, und es wird sich zeigen, daß der Cölibat eine wohlthätige Institution der Kirche ist. Bei der Priesterweihe spricht der Bischof zu den Ordinanden unter Andern die Worte: Filii dilectissimi, servate in moribus vestris castae et sanctae vitae integritatem. Agnoscite, quod tractatis, quatenus mortis Dominicae mysterium celebrantes, mortificare membra vestra a vitiis et concupiscentiis omnibus procuretis. Sit doctrina vestra spiritualis medicina populo Dei. Sit odor vitae vestrae delectamentum Ecclesiae Christi, ut praedicatione atque exemplo aedificetis domum, i. e. Familiam Dei, quatenus nec nos de vestra provectione, nec vos de tanti officii susceptione damnari a Domino, sed remunerari potius mereamur. — Möchte doch jeder diese Worte in seinem Herzen bewahren! Möchten aber auch die, welche sie sprechen, möchten die Bischöfe stets eingedenk seyn, wozu sie solche Rede verpflichtet. Es ist nicht genug, daß der Bischof Priester weiht, er soll sich mit apostolischem Eifer seinen Clerus erziehen. Der heil. Augustinus sagt, er habe keinen zum Priester geweiht, den er nicht auch zum Priester erzogen habe, und er meinte nicht, daß es seine Würde beeinträchtige, wenn er mit seinen Geistlichen in Gemeinschaft lebe. Er lehrte und predigte, er leuchtete Allen voran als Muster in Gelehrsamkeit und jeglicher Tugend. So der heil. Augustinus; so viele andere heilige Bischöfe vor und nach ihm. Solche Bischöfe sind es, deren auch in unsern Tagen die Kirche bedarf. Hohe Stellung, Ehre und Reichthum sind nicht zu verachten, da sie Mittel zum Guten sind. Aber das apostolische Wort: „haben als hätte man nicht,“ wird zunächst auch denen gelten, in welchen sich die Reihe der Apostel fortsetzt, und Herablassung wird stets eine

der ersten bischöflichen Tugenden seyn. Welche Wirkungen müßte es hervorbringen, wenn die Bischöfe überall den Hirtenstab nicht blos symbolisch in der Hand führten, sondern allezeit mit Wort und That ihre Heerde weideten, als solche, die dem Hause ihres Gottes wohl vorzustehen, und für die Kinder des Hauses väterlich zu sorgen wissen! Fortschritte zum Bessern sind in all dem unverkennbar. Möge auf den Bemühungen derer, die hierin mit gutem Beispiele vorangegangen sind, in reichem Maaße Gottes Segen ruhen!

Was endlich das gläubige Volk betrifft, so ist zu warnen, daß es den Einflüsterungen des Zeitgeistes sein Ohr nicht leihe; denn dieser ist der Geist der Lüge und des Betrugs, durch welchen von Anfang an das Unheil in die Welt gekommen. Man bemüht sich, die Gläubigen zu bereden, die alte Ordnung der Dinge sey abgethan, die Menschheit habe endlich das Stadium ihrer Mündigkeit erreicht, und dürfe nicht mehr zögern, ihre Emancipation von aller lästigen Herrschaft, besonders von der Priesterschaft, zu feiern. Alle Bande, auch die zarten des gesitteten Familienlebens möchten die Lügenpropheten der neuen Freiheit lösen, damit der Mensch nichts habe, als seinen Wahn und seine Lüste, darin er sich ersättige. Doch dieser Frechheit entgegen hat sich der Herr von Neuem zu seiner Sache gestellt; in Feuerzungen wird wieder der alten, ewig neuen Wahrheit das Wort geredet, und die Flamme der göttlichen Liebe glüht wieder auf in der Menschen Herzen. Er, der so sich auch jetzt nicht unbezeugt gelassen, wird seine Widersacher zermalmen zur rechten Zeit. Mögen inzwischen die Gläubigen beharren in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brodbrechens und im Gebete, wie die Erstlinge der Gemeinde, da mit allen eine große Gnade war, einmüthig beharrten (Apostelgeschichte 2, 42); vielleicht, daß die Wiedergeburt des Zeitalters in lebendigem Glauben nicht mehr fern ist!

Sendschreiben eines schlesischen Papisten an den ehemaligen Professor der Theologie, Hrn. Dr. Rheinwald. Veranlaßt durch eine Recension der von Hrn. Dr. Theiner nach bisher unbekannten, meist diplomatischen, Dokumenten bearbeiteten Geschichte Schwedens, mit Bemerkungen über die Fortsetzung der Bunsen'schen Darlegung. gr. 8. 1841 geh. 18 kr. od. 4 ggr.

Ebendaselbst sind ferner erschienen:

Katholische

Seelengemälde, Lebensbilder und Darstellungen in romantischem Gewande,

zunächst für religiöse Gemüther unter den Gebildeten.

I.

Geraldine,

oder Geschichte der Führung einer Seele.

(Wahre Geschichte einer Convertitin.)

Aus dem Englischen.

Drei Bände (468 Seiten) groß Doudez. Elegant gedruckt u. broschirt. Preis 5 fl. 12 kr. oder 3 Thlr. 3 ggr. preuß.

II.

Veuillot (Ludwig)

Erinnerungen einer Pilgerfahrt durch die Schweiz.

Nach dem Französischen.

Groß Duodez (468 Seiten). Elegant gedruckt und broschirt. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 ggr. preuß.

III.

Veuillot (Ludwig)

Peter Saintive.

Aus dem Französischen übersetzt.

Groß Duodez (354 Seiten) 1841. Maschinenvelin. In Umschlag brosch. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. preuß.

Hr. Veuillot, früher der republikanischen Schule angehörend, wurde durch einen zufälligen Besuch in Rom plötzlich ganz umgewandelt und gleichsam neu zum katholischen Glauben bekehrt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herbst, Ferdinand Ignaz

Aus dem Leben eines Priesters

Augsburg 1842

Polem. 1259 s

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10774173-5